1,20 DM / Band 31

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

JASON DARK

Sakuro, der Dämon



Sakuro, der Dämon

Gespenster Krimi Nr. 31

von Jason Dark

erschienen am 16.04.1974

Sinclair Crew

Sakuro, der Dämon

»Wir alle, die wir hier versammelt sind, bedauern aus tiefstem Herzen den Tod unseres allseits geschätzten Earl Brandon. Möge er in Frieden ruhen.« Der Redner steckte seinen Notizzettel ein, wischte sich mit einem blütenweißen Taschentuch theatralisch über die Augen und verließ das Pult, um in der ersten Reihe der Trauergäste Platz zu nehmen.

In der geschmückten Trauerhalle war es nach diesen Worten fast totenstill. Nur eine ältere Frau schluchzte leise vor sich hin. Gleich würde von einem Tonband Trauermusik aufklingen und der schwere, mit Blumen und Kränzen geschmückte Sarg in die Verbrennungskammer gleiten. Vorn in der ersten Reihe saß Kenneth Brandon, der Sohn des Verstorbenen. Sein sonst sonnengebräuntes Gesicht war nur noch eine Maske, und er starrte unentwegt auf den Sarg.

Plötzlich geschah das Unfaßbare. Ein Schrei zerschnitt die Stille. Jeden, der ihn hörte, packte das kalte Entsetzen. Der Schrei war aus dem verschlossenen Sarg gekommen.

Als erster faßte sich Kenneth Brandon. Der junge Mann sprang auf und lief auf den Sarg zu, der sich im gleichen Moment in Bewegung setzte und auf den Schienen lautlos in Richtung Verbrennungskammer rollte.

Schwere Trauermusik setzte ein.

Kenneth Brandon warf sich auf den Sarg.

»So helft doch!« schrie er. »Mein Gott, helft! Vater ist nicht tot. Er lebt. Ich habe doch seinen Schrei gehört!«

Kenneth' Fingernägel bohrten sich in die Verzierungen des Deckels, so, als könnten sie das schwere Holz aufkratzen. Blumen und Kränze fielen zur Seite, während der schwere Sarg unaufhaltsam der Verbrennungskammer entgegenglitt.

Die anderen Trauergäste saßen wie festgewachsen auf ihren Plätzen. Sie beobachteten mit weit aufgerissenen Augen das makabre Schauspiel.

Langsam glitt die Tür der Verbrennungskammer hoch.

Kenneth Brandon starrte auf den Rost, über dem schon die bläulichen Gasflämmchen flackerten. Nur noch Sekunden, dann würden sie den Sarg erfassen.

Jemand schlug mit aller Kraft von innen gegen den Sargdeckel.

»Vater!«

Kenneth' Stimme überschlug sich. Sie hatte nichts Menschliches mehr an sich.

Verzweifelt versuchte der junge Mann den Deckel aufzureißen, setzte seine gesamte Kraft ein.

Vergebens.

Kenneth Brandon rutschte ab und blieb dicht vor dem Ofen schluchzend stehen.

Der Sarg fuhr weiter, begleitet von brausenden Orgelklängen.

Mit einer hilflosen Gebärde streckte Kenneth beide Arme aus, als könne er das unabwendbare Schicksal aufhalten.

Langsam glitt die schwere Schiebetür wieder zu. Kenneth Brandon konnte sehen, wie die ersten Flammen das Holz erfaßten.

Und er sah noch etwas anderes.

Eine riesige Gestalt, die triumphierend grinste und die einen Totenkopf unter dem Arm trug. Aus den leeren Augenhöhlen des Totenkopfes tropfte Blut auf den Sarg.

Dann war die Tür zu.

Kenneth Brandons Körper wurde von einem krampfhaften Schluchzen geschüttelt. Der junge Mann war am Ende seiner Nervenkraft. Er hatte etwas gesehen, was es nicht gab, was es nicht geben durfte.

Hilfreiche Hände zogen Kenneth hoch. Jemand setzte ihm eine Flasche an die Lippen.

Der Whisky rann wie Feuer durch seinen Hals. Kenneth mußte husten. Verstört öffnete er die Augen und sah in das Gesicht von Sheila Hopkins, seiner Verlobten.

»Trink das, Kenneth«, sagte Sheila. »Es wird dir guttun.«

Der junge Mann schluckte. Dann richtete er sich auf.

Die anderen Trauergäste hatten ihn umringt, starrten ihn mit teils neugierigen, teils entsetzten Blicken an.

Sheila strich ihm sanft über das Haar. »Du mußt jetzt gehen«, flüsterte sie. »Du brauchst Ruhe. Es war alles ein wenig zuviel für dich.«

Kenneth schüttelte den Kopf. »Nein«, erwiderte er bestimmt. »Ich hätte mir denken können, daß es so kommt. Der Fluch hat sich erfüllt.«

»Welcher Fluch?« fragte Sheila.

»Sakuro, der Magier. Seine Rache hat uns eingeholt.«

Kenneth' Stimme klang dumpf, als käme sie aus einem Grab. Die anderen Trauergäste wandten sich schaudernd ab. Sie hatten soeben das Grauen erlebt…

***

Die Brandons wohnten in einem kleinen Ort an der englischen Südküste.

Ihr Haus stammte noch aus dem vorigen Jahrhundert, war jedoch modernisiert worden und bot jeden erdenklichen Komfort. Eine hohe Steinmauer umschloß das Grundstück, so daß das Haus praktisch von der übrigen Welt abgeschnitten war. Der große Park war verwildert. Bäume, Sträucher und Unkraut hatten einen fast undurchdringlichen Dschungel gebildet. Nur der schmale Weg, der zum Haus hinaufführte, war freigelassen worden. Das Haus selbst lag auf einem kleinen Hügel. Von den Fenstern an der Westseite hatte man einen weiten Blick über das Meer. Bei klarem Wetter konnte ein guter Beobachter sogar die französische Küste erkennen.

Sheila Hopkins lenkte an diesem Spätnachmittag ihren metallicfarbenen Jaguar in gewagtem Tempo über die Landstraße. Sheila hatte die Seitenscheibe heruntergekurbelt und steuerte den Sportflitzer nur mit einer Hand.

Das Girl war eine gute Fahrerin. Autofahren gehörte genau wie Reiten und Polo zu ihren bevorzugten Hobbys, die sie sich dank ihres vermögenden Vaters leisten konnte. Offiziell studierte Sheila Kunstgeschichte.

Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, hatte hellblondes langes Haar und strahlendblaue Augen. Ihre Nase war ein wenig zu klein, fand sie, doch sonst war sie mit sich zufrieden. Vor allen Dingen was die Figur betraf. Sie war genau dort perfekt, wo es die Männer gerne hatten.

Doch seit drei Monaten interessierte Sheila nur noch ein Mann. Kenneth Brandon.

Sie hatte ihn auf einer Party kennengelernt und war von seiner ruhigen, bescheidenen Art fasziniert gewesen. Kenneth war anders als die Typen, die sie vorher gehabt hatte, und er war vor allen Dingen nicht auf ihr Geld aus. Geld interessierte Kenneth nur sekundär. Er war in erster Linie Wissenschaftler. Genau wie sein Vater. Kenneth hatte Archäologie und Physik studiert und war trotz seiner dreißig Jahre schon in Fachkreisen als Kapazität bekannt. Auch sein Vater war Archäologe gewesen und hatte sogar schon eine Reihe von Fachbüchern veröffentlicht, vor allen Dingen über die Geschichte der alten Ägypter und Phönizier. Die Werke hatten in der Fachwelt Aufsehen erregt. Dr. Brandon hatte Theorien aufgestellt, die im ersten Moment unglaublich klangen, die er jedoch schließlich alle bewiesen hatte. Bis auf eine. Diese Theorie war eine Botschaft des Schreckens, sie war so grauenhaft, daß Dr. Brandon sie nicht veröffentlichen konnte. Er wollte damit noch einige Jahre warten, bis er auch den letzten Beweis hatte und die Welt für seine Ausführungen reif genug war. Doch über dieser Arbeit war Dr. Brandon gestorben. Der einzige Mensch, der von seinen Forschungen Bescheid wußte, war Kenneth. Ihm hatte Earl Brandon vertraut. Und Kenneth Brandon hütete sich, ein Wort zu sagen. Auch seiner Verlobten nicht, trotzdem sie ihn immer wieder mit Fragen gequält hatte.

All diese Gedanken gingen Sheila durch den Kopf, während sie dem Haus der Brandons entgegenfuhr.

Es dunkelte bereits, als Sheila vor dem großen Eisentor des Grundstücks stoppte. Das Mädchen schwang sich leichtfüßig aus dem Wagen, drückte den Knopf der Sprechanlage und sagte, als sie Kenneth’ Stimme hörte: »Mach auf, Schatz.«

»Moment«, tönte es zurück.

Wenig später schwangen die beiden Flügel des Tores zurück. Sheila startete den Wagen mit durchdrehenden Reifen und zischte den Weg zum Haus hoch. Kenneth erwartete sie auf der großen Freitreppe.

»Darling!« rief Sheila, hauchte ihrem Verlobten einen Kuß auf die Wange, hängte sich bei ihm ein und zog ihn mit ins Haus. Der junge Mann lächelte etwas gequält.

»Was ist mit dir, Kenneth?« fragte Sheila, als sie die Bibliothek betraten. »Du bist in letzter Zeit so ernst. Denkst du immer noch an Vater?«

Kenneth nickte.

»Mein Gott.« Sheila faßte ihren Verlobten an beide Schultern. »Dein Vater ist tot, Kenneth. Aber das Leben geht weiter. Komm doch endlich darüber hinweg. Was hast du die ganze Zeit gemacht? Gelesen, wie? Da, da.« Das Mädchen deutete auf die Bücherregale, die

drei Wände des Raumes einnahmen. »Vergräbst dich hinter alten Schwarten, anstatt auf Partys zu gehen. Wir können jeden Abend woanders sein. Dein Vater ist jetzt fast einen Monat tot, und du…«

»Sei bitte ruhig, Sheila«, sagte Kenneth Branden. »Das verstehst du nicht.«

»Wie redest du denn mit mir? So kenne ich dich ja gar nicht.«

»Entschuldige, Sheila. Es war nicht so gemeint. Ich bin eben etwas nervös und überarbeitet.« Kenneth wischte sich mit einer müden Handbewegung über die Augen. »Überarbeitet, das ist es.«

Sheila ging zu einem kleinen Rauchtisch, nahm sich eine Zigarette aus der Dose und zündete sie an, ehe Kenneth ihr Feuer geben konnte. »Aber das werden wir ändern«, sagte sie bestimmt. »Noch heute abend. Wir fahren nach Dover und gehen aus. Ich kenne dort ein Restaurant, da gibt es den besten Fisch in ganz England. Und morgen fahren wir für vier Wochen auf das Gut meines Vaters. Er hat uns beide eingeladen. Du wirst sehen, es wird eine herrliche Zeit.«

Kenneth Branden trat an eines der beiden hohen Fenster und schob die Vorhänge zur Seite. Fast eine Minute starrte er schweigend in die Dunkelheit. Dann sagte er: »Es wird nicht gehen, Sheila. Ich habe noch zuviel zu tun. Ich muß den Nachlaß meines Vaters ordnen. Für morgen hat sich unser Rechtsanwalt angesagt. Ich kann hier nicht weg, Sheila. Und ich will auch nicht.«

Das Mädchen drückte die Zigarette aus. »Du bist unverbesserlich«, stöhnte sie in gespielter Verzweiflung. »Ich habe schon mit deiner Absage gerechnet und mir deshalb einige Sachen mitgebracht. Ich werde nämlich ein paar Tage hierbleiben.« Kenneth wandte sich um. Er hatte beide Hände in den Taschen seiner eleganten Hausjacke vergraben. Jetzt nahm er sie heraus, und Sheila sah, daß seine Finger zitterten.

»Was ist, Kenneth? Freust du dich nicht?«

»Doch, doch. Aber mir persönlich wäre es lieber, du würdest morgen wieder fahren.«

»Ja, bist du denn von allen guten Geistern verlassen? Willst du mich mit Gewalt loswerden? Oder hast du eine andere?« Sheila funkelte ihren Verlobten wütend an.

»Nichts von alldem«, erwiderte Kenneth düster. »Aber in diesem Haus ist es zu gefährlich für dich. Ich spüre es. Ich bin einem schrecklichen Geheimnis auf die Spur gekommen. Ich möchte dich nicht in diesen Strudel mit hineinziehen.«

»Alles Quatsch«, erwiderte Sheila. »Düsteres Geheimnis. Wir leben doch nicht mehr im Mittelalter. Du gehst heute mit mir essen und damit basta. Anschließend reden wir weiter. Abgemacht?«

»Gut!« stimmte Kenneth Brandon zu. »Ich ziehe mich nur noch eben um.«

Sheila Hopkins war schon fertig. Sie trug ein hellrotes Seidenkleid mit rundem Ausschnitt und eine echte Perlenkette um den Hals. Sheila verkürzte sich die Wartezeit mit einer Zigarette. Ihre Forschheit war nur gespielt. Sie spürte instinktiv, daß etwas nicht stimmte, daß etwas Unfaßbares, etwas Schreckliches auf sie zukommen würde. Kenneth kam wieder. Er trug jetzt einen dunkelblauen Anzug, ein weißes Hemd und eine rote Krawatte. Kenneth Brandon hielt viel von Lebensstil, im Gegensatz zu anderen jungen Leuten seines Alters.

»Können wir?« fragte Sheila betont lustig.

»Ja.«

Bis Dover brauchten sie eine halbe Stunde. Das Restaurant lag in einer kleinen Seitenstraße, war von außen unscheinbar anzusehen und nur Kennern bekannt. Ein Ober in der Tracht der Fischer begleitete die beiden jungen Leute an einen noch freien Tisch.

Kenneth überließ Sheila die Auswahl der Speisen. Das Mädchen entschied sich für in Butter gedünsteten Heilbutt, Salat und einen leichten Weißwein. Kenneth Branden nahm das gleiche.

Der junge Mann aß schweigend. Sheila versuchte ein Gespräch in Gang zu bringen, doch Kenneth enthielt sich fast jeglicher Antwort. Schließlich gab das Mädchen es auf.

»Hat es Ihnen nicht geschmeckt, Sir?« fragte der Ober, als er Kenneth’ fast noch vollen Teller wegräumte.

»Doch, doch. Aber ich hatte keinen allzu großen Appetit.«

Kenneth und Sheila blieben noch eine Viertelstunde sitzen, dann zahlten sie und gingen. Die frische Nachtluft draußen tat ihnen gut. Sheila hakte sich bei ihrem Verlobten unter.

»Laß uns noch etwas laufen, ja?«

Kenneth stimmte zu.

Die beiden gingen in Richtung der Klippen. Vom Meer her blies ein frischer Wind. Sheila fröstelte. Kenneth legte seinen Arm um ihre Schultern. Er war mit seinen Gedanken ganz woanders.

Sheila spürte das wohl, denn sie machte sich plötzlich frei und sagte: »Was ist eigentlich mit dir los, Kenneth?«

Der junge Mann wollte gerade zu einer Antwort ansetzen, als er die Gestalt sah. Es war die gleiche wie damals in der Verbrennungskammer.

Die Gestalt schwebte in der Luft, wurde himmelhoch und streckte eine Hand vor, auf der ein Kopf lag.

Dr. Earl Brandons Kopf!

Das kalte Entsetzen schnürte Kenneth die Kehle zu. Kein Wort drang über seine Lippen.

Und plötzlich verwandelte sich der Kopf seines Vaters, er wurde zu einem Totenschädel, aus dessen leeren Augenhöhlen Blut tropfte.

Dann war der Spuk verschwunden.

Erst jetzt löste sich Kenneth Brandons Spannung in einem erlösenden Schrei. »Kenneth!« hörte er Sheilas Stimme. »Kenneth! Komm zu dir! Was ist denn?«

Kenneth Branden wischte sich über die Augen. »Er war wieder da«, flüsterte der junge Mann.

Sheila sah, daß in seinen Augen die nackte Angst flackerte. »Wer war wieder da, Kenneth? Wer?«

Kenneth Brandon starrte seine Verlobte fassungslos an. »Ja, aber hast du ihn denn nicht gesehen? Ich… Es war Sakuro, der Magier.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Niemand war da, Kenneth. Diesen komischen Sakuro gibt es nur in deiner Fantasie. Komm jetzt, wir fahren nach Hause. Du mußt erst einmal richtig ausschlafen.«

Fast willenlos ließ sich Kenneth Branden zum Wagen führen. Später, als sie bereits nur noch wenige Meilen von Brandons Haus entfernt waren, sprach Kenneth zum erstenmal wieder.

»Weißt du, was ich für ein Gefühl habe, Sheila?«

»Nein.«

»Daß ich in dieser Nacht sterben werde.«

***

Es war bereits Mitternacht, als Kenneth Brandon nach oben in sein Zimmer ging. Sheila schlief bereits. Kenneth hatte sie dazu überredet, sich hinzulegen. Außerdem hatte er ihr eine Schlaftablette in den Drink gemixt.

Kenneth Brandons Zimmer war ein prachtvoll ausgestatteter Baum. Das Mobiliar stammte aus vergangenen Zeiten und war ein Vermögen wert. Eine von der Decke bis zum Boden reichende Glastür mit Butzenscheiben führte auf einen kleinen Balkon.

Kenneth zog die dunkelroten Samtvorhänge vor die Tür, schaltete seine verzierte Nachttischlampe an und legte sich angezogen auf das breite französische Bett. Dicke Bücher stapelten sich auf der Bettdecke. Fast unbewußt griff Kenneth nach einem Buch, das in einen Einband aus Schlangenleder gebunden war. Automatisch schlug er es auf.

Dieses Buch, das sein Vater aus Ägypten mitgebracht hatte, verbarg ein schreckliches Geheimnis.

Vorsichtig blätterte Kenneth es auf. Die Seiten waren dünn und mit der Hand beschrieben.

Kenneth Brandon las. Und je mehr er sich in das Buch vertiefte, um so schneller vergaß er seine Umwelt. Er hatte plötzlich das Gefühl, als würden die Figuren in dem Buch zu neuem Leben erweckt. Kenneth hörte flüsternde Stimmen, sah Schatten durch das Zimmer wischen und fuhr erschreckt zusammen.

Erst jetzt merkte er, daß er in einen Dämmerzustand hinübergeglitten war. Das Buch war ihm aus der Hand gefallen und lag neben ihm auf

der Bettdecke.

Bis auf das Ticken einer alten Standuhr war es im Zimmer totenstill.

Kenneth fror plötzlich. Aber es war keine Kälte, die von draußen hereinkam, sondern ein innerliches Frieren.

Der junge Mann stand auf. Sein Gesicht war bleich, die Wangen eingefallen. Kenneth griff mit zitternden Fingern nach seiner Zigarettenschachtel. Er steckte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen und wollte es gerade anzünden, da hörte er das Geräusch.

Es war ein hohles Kichern.

Kenneth Brandon erstarrte.

Wieder dieses Kichern.

Es kam vom Fenster her.

Jetzt holen sie dich! schrie es in ihm. Du hast die Dämonen der Vergangenheit geweckt.

Nun werden sie sich rächen.

Die Zigarette fiel Kenneth aus dem Mund. Die Vorhänge vor der Tür gerieten plötzlich in Bewegung, teilten sich…

Sakuro, der Dämon aus der Vergangenheit, stand im Raum!

Kenneth Brandon wich zurück. Grauen und Entsetzen packten ihn wie eine Klammer.

Würgende Angst drückte seine Kehle zusammen.

Wieder trug Sakuro den Totenkopf unter dem Arm. Und wieder tropfte aus den leeren Augenhöhlen Blut, das jedoch sofort verschwand. Langsam glitt der Magier auf den jungen Wissenschaftler zu.

Kenneth Brandon sah in die glühenden Augen des Dämons und wußte, daß er verloren war.

Plötzlich begann Sakuro zu sprechen. In einer Sprache, wie sie früher bei den alten Ägyptern üblich gewesen war.

Kenneth Brandon hatte sich als Archäologe mit alten Sprachen beschäftigt und konnte den Dämon deshalb gut verstehen.

»Du hast die Ruhe der Toten gestört!« hörte er Sakuro sagen. »Deshalb werde ich dich mitnehmen in das Reich der Schatten und Dämonen. Du wirst sterben. Und doch nicht sterben. Du wirst zwischen dem Diesseits und dem Jenseits ein grauenvolles Dasein führen. Genau wie dein Vater!«

Erst jetzt erwachte Kenneth Brandon aus seiner Erstarrung. Mit einem Schrei warf er sich dem Magier entgegen. Seine Faust fuhr hoch. Er wollte sie dem Dämon in das grinsende Gesicht schmettern.

Doch mitten im Sprung traf ihn der Hieb.

Kenneth Brandon wurde von einer unheimlichen Gewalt zurückgeschleudert und krachte aufs Bett.

Über sich hörte er Sakuros teuflisches Lachen. »Du hast versucht, es mit einem Dämon aufzunehmen. Nun wirst du dafür sterben!«

Kenneth Brandon versuchte sich zu bewegen. Vergebens. Er glaubte, von einer Stahlklammer umschlossen zu sein. Seine Arme, seine Beine, sämtliche Glieder waren steif.

Langsam näherte sich Sakuros Fratze seinem Gesicht. Der Geruch von Pech und Schwefel ging von dem Dämon aus.

Höllengeruch!

Kenneth spürte, wie eine eiskalte Hand seinen Körper berührte. Eine nie gekannte Kälte erfaßte ihn, lähmte seine Muskeln und versetzte ihn in eine totenähnliche Starrheit.

Sakuro wartete noch einige Sekunden und verschwand mit ihm genauso lautlos wie er gekommen war.

Der Dämon hatte sich ein neues Opfer geholt!

***

Sheila Hopkins erwachte, als der Wind ihr Schlafzimmerfenster zuschlug.

Verwirrt richtete sie sich auf.

Sie brauchte einige Zeit, um zu wissen, wo sie sich befand.

»Mein Gott, habe ich fest geschlafen«, murmelte sie verstört.

Der kalte Nachtwind bauschte die Vorhänge auf und umfächerte ihren nackten Oberkörper.

Das machte Sheila wieder munter. Kurz entschlossen schwang sich das Girl aus dem Bett, schlüpfte in ihren Morgenmantel und schloß das Fenster.

Ob Kenneth schon schlief? Er war am Abend so komisch gewesen, wollte unbedingt allein schlafen, was sonst noch nie der Fall gewesen war.

Sheila beschloß, in Kenneth' Zimmer zu gehen.

Leise öffnete sie die Tür und tastete in der geräumigen Diele nach dem Lichtschalter.

An den Wänden leuchteten einige Lampen auf. Sie verbreiteten ein warmes Licht.

Über die breite Treppe ging Sheila nach oben. Vor Kenneth' Zimmertür blieb sie stehen.

Eine seltsame Unruhe erfaßte das Mädchen. Schließlich gab sich Sheila einen Ruck und klopfte leise an die Zimmertür.

Keine Reaktion.

Kurz entschlossen drückte Sheila die Klinke nach unten. Die Tür schwang zurück.

»Kenneth?« rief Sheila leise.

Ihr Verlobter gab keine Antwort.

Das Mädchen schob sich ganz in den Raum. Sie sah, daß die kleine Nachttischlampe brannte, entdeckte die Bücher, die auf dem Bett lagen, und eine zertretene Zigarette.

Von Kenneth Branden fehlte jede Spur.
Erst jetzt sah Sheila, daß die Balkontür sperrangelweit offen stand.
Sollte Kenneth so mir nichts dir nichts verschwunden sein?
Sheila trat auf den kleinen Balkon.
»Kenneth!« Ihre Stimme schallte durch den Park und verhallte irgendwo in der Dunkelheit.
Doch Kenneth Brandon gab keine Antwort. Er konnte nicht mehr antworten.
Jetzt bekam es Sheila Hopkins doch mit der Angst zu tun. Sie rannte zurück in die Diele und riß den Telefonhörer von der Gabel. Mit fliegenden Fingern wählte sie die Privatnummer ihres Vaters.
Als sie Gerald Hopkins sich verschlafen meldete, sprudelte Sheila sofort mit ihrem Bericht los.
Hopkins ließ seine Tochter reden. Er unterbrach sie nicht ein einziges Mal.
Dann, als Sheila geendet hatte, sagte er nur: »Komm sofort zu mir. Dann werden wir weitersehen.«
»Und was willst du unternehmen, Dad?«
»Scotland Yard einschalten.«
»Die können auch nicht helfen.«
»Doch, Sheila. Ich habe da einen Bekannten, Superintendent Powell. Er ist der Chef einer Sondergruppe, die sich mit rätselhaften Kriminalfällen befaßt. Die Leute haben schon gute Erfolge erzielt. So, das wär's. Schmeiß dich in deinen Wagen und zisch ab. Und paß auf.«
»Ja, Dad.«
In fieberhafter Hast streifte Sheila ihre Kleidungsstücke über, warf die anderen Sachen kreuz und quer in den Koffer und rannte aus dem unheimlichen Haus.
Sie sah nicht, wie ihre zwei glühenden Augen nachstarrten. Sakuro lag immer auf der Lauer…

***

Die sechs Schüsse peitschten so schnell hintereinander auf, daß sie fast wie ein einziger Schuß klangen.
Die Detonationen hingen noch im Raum, da rief der Trainingsleiter schon: »Klasse, John. Viermal die Zwölf und zweimal die Elf. Du wirst immer besser.«
John Sinclair grinste trocken und legte die Pistole zur Seite. »Dann bin ich wohl fertig, Smitty.«
»Sicher. Aber nächsten Monat sehen wir uns wieder. Und wie ich dich kenne, wirst du dann nur die Zwölf treffen.«
John lachte, winkte dem Trainingsleiter noch mal zu und verließ den Keller. Diese Schießübungen gehörten genau wie das monatliche Karate- und Judotraining zur Routine des Scotland Yard-Inspektors.

Und das war gut so. Denn die Aufgaben, die John Sinclair übertragen wurden, waren meistens lebensgefährlich.

Zwei Minuten später stand John Sinclair unter der Dusche. Der Scotland Yard-Inspektor war Anfang Dreißig, groß, durchtrainiert, hatte blondes Haar und blaue Augen. Er gehörte innerhalb des Yard zu einer Spezialabteilung, die sich mit außergewöhnlichen Kriminalfällen befaßte.

Zehn Minuten später fuhr John mit dem Lift nach oben in sein Büro. Schon auf dem Gang lief ihm ein Kollege entgegen.

»Sie sollen sofort zum Chef kommen, Mr. Sinclair. Es ist dringend.«

»Dringend ist an sich gar nichts«, erwiderte John und ließ den ehrgeizigen Kollegen stehen.

Superintendent Powell knetete nervös die fleischigen Hände, als John das Büro seines Chefs betrat.

»Einen wunderschönen guten Tag, Sir«, grüßte John. »Lassen Sie die Witze. So gut wird der Tag bestimmt nicht werden. Wir bekommen gleich Besuch.«

»Darf man fragen, wer es ist, Sir?«

Powells Augen funkelten hinter den dicken Brillengläsern. »Er heißt…« Im gleichen Moment glühte das rote Licht der Sprechanlage auf.

»Sir Gerald Hopkins ist eingetroffen«, quäkte die Stimme der Sekretärin.

»Bitten Sie ihn herein.« Powell sah John an.

»Sir Gerald Hopkins hat sehr viel Einfluß. Er hat gute Verbindungen zum Königshaus. Außerdem sind wir im selben Golfclub. Ich weiß nicht, welches Anliegen er hat, John, aber ich habe Sie ihm empfohlen. Also, blamieren Sie mich nicht.« John Sinclair zuckte nur die Achseln.

Dann öffnete sich die Tür, und Sir Gerald Hopkins betrat das Zimmer. Er ging mit ausgestreckter rechter Hand auf Powell zu und sagte mit dunkler, etwas kratziger Stimme: »Ich begrüße Sie, Mr. Powell.«

John konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Hopkins trug ein kariertes Jackett, dazu passende Bundhosen, dicke Strümpfe und an den Füßen richtige Wandertreter. Auf dem Kopf saß eine karierte Schirmmütze. Sir Gerald Hopkins hatte ein gebräuntes Gesicht, das fast nur aus Falten bestand. Über seiner Lippe wölbte sich ein buschiger weißer Schnurrbart.

»Darf ich Sie mit meinem besten Mann bekannt machen, Sir?« sagte Superintendent Powell. »Es ist Inspektor Sinclair.«

»Sehr erfreut, Inspektor.«

»Sir!« John deutete eine leichte Verbeugung an. Er mußte sich beherrschen, um nicht vor Lachen laut loszuplatzen. Die Männer nahmen in der kleinen Sitzecke Platz.

Sir Gerald Hopkins zog eine Schnupftabakdose aus der Tasche, nahm eine Prise und kam dann zur Sache.
»Es geht in diesem Fall nicht um mich, sondern um meine Tochter, oder vielmehr um deren Verlobten. Er ist nämlich verschwunden.«
»Er wird durchgebrannt sein«, meinte John. »Aber nicht bei meiner Tochter, Inspektor«, knurrte Hopkins. Powell warf John einen strafenden Blick zu.
»Aber weiter«, sagte Sir Gerald. »Der Verlobte meiner Tochter stammt aus angesehenem Haus und heißt Kenneth Brandon. Er ist der Sohn von Dr. Earl Brandon, der vor kurzem verstorben ist. Meine Tochter hat mir erzählt, daß sich ihr Verlobter nach der Beerdigungsfeier seines Vaters merklich verändert hat. Er hat oft fantasiert und immer von einem Dämon Sakuro gesprochen. Gesehen haben soll er ihn auch. Ja, und dann war Kenneth Brandon eines Tages verschwunden. Das ist eigentlich alles. Meine Tochter Sheila glaubt an ein Verbrechen. Nun, ich habe ihr den Gefallen getan und bin zu Ihnen gekommen.«
Superintendent Powell blickte John Sinclair an. »Was sagen Sie dazu, Inspektor?« John überlegte erst einen Augenblick, ehe er antwortete.
»Ich habe schon von Dr. Earl Brandon gehört und sogar Berichte von ihm gelesen. Dieser Mann war kein Spinner, das muß ich vorausschicken. Er hat sich mit der Geschichte der alten Ägypter und Phönizier befaßt und ist dort auf Sachen gestoßen, die für den modernen Menschen von heute unbegreiflich sind. Einzelheiten kenne ich leider nicht, aber ich glaube, daß Kenneth Brandon nicht so mir nichts dir nichts verschwunden ist.«
»Was glauben Sie denn, Inspektor?« schnappte Sir Gerald.
»Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen, Sir. Sie waren doch auf der Beerdigung?«
Sir Gerald Hopkins nickte.
»Sehen Sie. Und erinnern Sie sich an den Schrei aus dem Sarg?«
Der Adelige wurde blaß. »Da wollte sich doch jemand einen Scherz erlauben. Schreie aus dem Sarg… Wo gibt's denn so etwas?«
»Kenneth Brandon hat es aber sehr ernstgenommen«, sagte John. »Und wahrscheinlich hat er sogar recht gehabt. Aber lassen wir das. Wo kann ich Ihre Tochter erreichen, Sir?«
»Sie hält sich augenblicklich in ihrem Apartment hier in London auf. Warten Sie, ich schreibe Ihnen die Adresse auf.«
Sir Gerald Hopkins kritzelte die Anschrift auf einen Zettel. John ließ das Papier in seiner Brieftasche verschwinden.
»Und was haben Sie jetzt vor, Inspektor?« fragte Sir Gerald.
»Das kann ich Ihnen auch noch nicht genau sagen. Zuerst werde ich mich mal mit Dr. Brandons Vergangenheit beschäftigen.«
Superintendent Powell nickte wohlwollend. »Gut, John. Wenn Sie

etwas erreicht haben, lassen Sie es mich sofort wissen, damit ich Sir Gerald Hopkins benachrichtigen kann.«

John stand auf und verabschiedete sich von den beiden Männern. Noch hielt er den Fall für eine reine Routineangelegenheit. Aber das sollte sich bald ändern…

***

Wendell Carson war 26 Jahre alt und hatte soeben sein Studium der Archäologie beendet. Er hatte vor einem Jahr unter Dr. Brandons Führung an einer wissenschaftlichen Expedition nach Ägypten teilgenommen und war nun dabei, diese Erkenntnisse für eine Doktorarbeit zu verwenden.

Carson wohnte in Putney, einem Londoner Vorort. Er hatte sich sein kleines Zimmer mit Masken und Figuren aus dem alten Ägypten vollgestopft und fühlte sich zwischen diesen Boten des Altertums recht wohl. Seine Wirtin war in Ordnung, sie hatte auch nichts gegen Damenbesuch einzuwenden.

Es war an einem Freitagabend, als Wendell Carson vom Einkaufen zurückkam und sich wieder seinen Büchern und Aufzeichnungen zuwandte. Er rückte die Leselampe zurecht und vertiefte sich in seine Arbeit. Die Zeit verging. Draußen wurde es dunkel.

Irgendwo klappte eine Tür. Die trübe Gaslaterne draußen vor dem Haus warf einen schwachen Lichtschein in das kleine Zimmer.

Nach vier Stunden machte Wendell Carson die erste Pause. Er stopfte sich seine Pfeife und wanderte in dem Zimmer auf und ab.

Eine seltsame Unruhe hatte ihn gepackt. Das Licht der Leselampe auf dem kleinen Schreibtisch erhellte nur einen begrenzten Kreis. Der Rest des Raumes lag in schummrigem Dämmerlicht.

Die seltsame Unruhe verstärkte sich. Er konnte sich nicht erklären, woher dieses Gefühl kam. Es war auf einmal da. »Du bist nervös«, murmelte er.

Wendell erinnerte sich an den Rest Whisky, der noch in der Flasche war. Er leerte die Flasche mit einem Zug und stellte sie anschließend auf den Schreibtisch.

Es wurde ihm zwar warm im Magen, doch die Unruhe blieb.

Wendells Blick glitt über die Wände, die zum Teil mit Totenmasken behängt waren.

Diese Masken, sonst starre Gegenstände, Schienen plötzlich zu leben. Die leeren Augenhöhlen glühten in einem unheimlichen Feuer, die schrecklichen Gesichter begannen zu zucken.

Wendell wischte sich über die Augen.

»Ich glaube, ich bin betrunken«, flüsterte er.

Wieder starrte er auf die Masken.

Diesmal schienen sie ihn höhnisch anzugrinsen, sich über seinen

Zustand lustig zu machen.
Wendell schluckte. Sein Atem ging schnell. Als er mit dem Handrücken über seine Stirn fuhr, merkte er, daß sie schweißnaß war. »Was ist nur los mit mir?«
Wendell Carson taumelte. Ein schwerer Druck lastete auf seiner Brust.
Plötzlich hörte er Stimmen. Sie kamen von irgendwoher.
Wispernd, raunend.
Wendell rannte zur Zimmertür.
Riß sie auf.
Nichts. Der Flur war leer. Von unten hörte er das trockene Husten seiner Wirtin.
Wendell Carson ging wieder zurück in sein Zimmer.
Die Stimmen blieben. Ja, sie hatten sich sogar verstärkt. Manchmal glaubte Wendell sogar ein höhnisches Lachen zu hören.
Wendell Carson drehte sich im Kreis und blieb plötzlich, wie von einem Blitzschlag getroffen, stehen. Die Wand mit den Masken war leer!
»Nein – nein…«, flüsterte der junge Mann. »Das gibt es doch nicht! Das kann es doch nicht geben.«
Wendell schlug beide Hände über dem Kopf zusammen und warf sich aufs Bett.
Er vergrub sein Gesicht tief in den Kissen. Die Angst hatte ihn wie eine Woge überschwemmt. Eine Warnung kam ihm in den Sinn.
»Der Dämon wird euch mit in sein Reich nehmen«, hatte der alte Mann gesagt, als sie damals die Pyramide betraten.
Wie Hammerschläge dröhnten diese Worte in Wendells Kopf.
Wendell warf sich herum. Auf den Rücken. Starrte mit weit aufgerissenen Augen in das Halbdunkel.
Plötzlich waren die Stimmen verschwunden. Auch die Masken hingen wieder an ihrem alten Platz.
Wendell Carson richtete sich auf. Jetzt zerrte die Stille im Zimmer an seinen Nerven.
Es war eine drückende und unheilschwangere Stille.
Wendell Carson sah, daß seine Hände zitterten. Langsam erhob er sich von seinem Bett, wankte zum Schreibtisch und griff nach seiner Pfeife, die erloschen war.
Wendell wollte hier raus. Er besaß einfach nicht mehr die Nerven, die kommende Nacht in diesem Zimmer zu verbringen. Er wollte irgendwohin gehen. In eine Kneipe oder in den nahe gelegenen Park.
Zischend flammte das Streichholz auf.
Wendell setzte die flackernde Flamme an den Pfeifenkopf.
Im gleichen Augenblick fuhr ein kalter Lufthauch durch das Zimmer.
Die Flamme erlosch.

Hinter Wendell Carson ertönte ein leises Lachen.

Der junge Mann blieb wie festgewachsen stehen. Das Grauen machte ihn bewegungsunfähig.

Zwei knochige Hände legten sich von hinten um seinen Hals. Erst jetzt erwachte Wendell Carson aus seiner Erstarrung, wandte sich halb um…

Eine gräßliche Dämonenfratze starrte ihn an!

»Sakuro…«, ächzte Wendell Carson noch, dann versank er in eine bodenlose Tiefe…

***

Mit einem kräftigen Ruck wurde die Tür aufgezogen.

»Mensch, John, alter Eisenfresser, sieht man dich auch mal wieder? Los, komm rein.« Der Reporter Bill Conolly machte eine einladende Bewegung. John Sinclair betrat den Wohnraum und setzte sich auf eine mit Manuskriptblättern überladene Couch.

Bill Conolly holte inzwischen was zu trinken.

»Ich schreibe gerade einen Callgirl-Report«, erklärte er die Unordnung. »Sagenhafte Sache, sage ich dir. Aber jetzt mal was anderes.« Bill kippte zwei Fingerbreit Whisky in die Gläser. »Was führt dich überhaupt in meine bescheidenen Gemächer?«

John nahm sein Glas und sagte: »Erst mal Cheerio.«

Die Männer tranken.

Bill flegelte sich in einen Sessel, rieb seine Hände und forderte: »Raus mit der Sprache, Alter.«

John knetete nachdenklich seine Nase.

»Ich bin da einer Sache auf der Spur, bei der ich deine Hilfe brauche, Bill. Kannst du dich an einen gewissen Earl Brandon erinnern? Genauer gesagt, an den Archäologen Dr. Earl Brandon.«

»Hm.« Bill überlegte. Nach einer Weile meinte er: »Der Name kommt mir bekannt vor. Irgend etwas war auch nicht normal bei diesem Kerl. Aber was, zum Teufel?«

»Ich will dir auf die Sprünge helfen.«

John berichtete seinem Freund, was er bisher erfahren hatte. Er erzählte von der makabren Trauerfeier und von Kenneth Brandons plötzlichem Verschwinden.

Bill Conolly hörte gespannt zu. Schließlich fragte er: »Und weshalb bist du zu mir gekommen?«

»Ganz einfach. Du bist bei allen Zeitschriften und Zeitungen bekannt. Irgendein Blatt wird bestimmt über die Expedition dieses Dr. Brandon einen Bericht geschrieben haben. Tu mir den Gefallen und finde es heraus.«

Bill Conolly, ein freier Reporter, der, wie man so sagt, das Gras wachsen hörte, pfiff durch die Zähne.

»Liegt für mich auch was drin? Du weißt ja, Billyboy muß immer dabeisein.«

»Hast du die Lady Laduga denn schon verdaut?« fragte John säuerlich grinsend.

»Ach die. Das ist doch mittlerweile einige Wochen her. Ich sehe schon wieder ein neues Abenteuer auf uns zukommen. Und den Kram hier«, Bill deutete auf die Manuskriptblätter, »kann ich auch verschieben. So, und jetzt werde ich mal einige Anrufe tätigen, damit du zufriedengestellt wirst.«

Während Bill sich den Telefonapparat schnappte, gönnte sich John Sinclair eine Zigarette.

Bill war zwar Reporter und auch neugierig wie ein kleines Kind, wenn es jedoch um Fälle ging, wie sie John bearbeitete, konnte er verschwiegen sein wie ein Grab. Hauptsache, er war dabei.

Nach einer Viertelstunde konnte Bill einen Erfolg verbuchen. Er warf den Hörer auf die Gabel und jubelte: »Ich hab's.«

»Was?« fragte John.

»Der Bericht von Dr. Brandon. Er ist in der Zeitschrift ›Prisma‹ erschienen. Ein Bote bringt gleich ein Exemplar vorbei. Na, bin ich nicht Klasse?«

»Und wie.«

Eine halbe Stunde später lag die Zeitschrift vor den beiden Männern. Dr. Brandons Bericht umfaßte fünf Seiten. Von der Expedition selbst war gar nicht viel geschrieben, sondern fast nur von den Ergebnissen und Auswertungen. Doch zum Schluß des Berichtes tauchte ein Name auf, der John förmlich elektrisierte. Sakuro, der Magier. Dr. Brandon schrieb von einer Warnung, die ein alter Mann ausgesprochen haben sollte. Mehr nicht.

John blätterte wieder zurück, und zwar dorthin, wo die Namen der Expeditionsteilnehmer aufgeführt waren. Es waren insgesamt fünf Männer. Dr. Earl Brandon, Kenneth Brandon, Dr. Emmet Slater, Wendell Carson und Gregory Seaborg.

John Sinclair notierte sich alle fünf Namen. »Was willst du denn damit?« fragte Bill.

John blickte den Freund an. »Fällt dir nichts auf?«

»Nein.«

»Sieh her. Dr. Earl Brandon, der Expeditionsleiter. Verschwunden. Kenneth Brandon, ebenfalls verschwunden. Wer ist der nächste? Emmet Slater? Oder Wendell Carson?«

»Du meinst also, daß allen Mitgliedern der Expedition Gefahr droht?«

»Ja.«

»Und wer steckt deiner Meinung nach dahinter? Wer profitiert von dem Tod der Leute?«

»Ich weiß es noch nicht, Bill. Aber ich werde es herausfinden.«

»So ganz überzeugt mich die Sache noch nicht«, meinte der Reporter. »Ist mir noch alles zu theoretisch. Gib den Kram ruhig dem nächsten Dorfgendarm. Mehr ist nicht drin.«

»Auf jeden Fall vielen Dank für deine Hilfe«, sagte John Sinclair.

»Du willst schon weg?«

»Was dachtest du denn?«

»Ja, aber…«

»Nichts aber. Ich muß mich hinter meinen Fall klemmen. Im Gegensatz zu dir habe ich nämlich ein ganz anderes Gefühl. Naja, wir werden sehen.«

Als John im Hausflur war, rief Bill ihm noch nach: »Wenn du wirklich recht hast, laß es mich wissen.«

»Wird gemacht.«

Der erste Name auf Johns Liste lautete Dr. Emmet Slater. Mit ihm wollte der Inspektor den Anfang machen.

Slater wohnte in einem alten Haus in der Kensington Road. Das Haus sah sehr gepflegt aus und besaß vier Stockwerke. Laut Klingelbrett wohnte Dr. Slater im ersten Stock.

John Sinclair schellte vergebens. Dr. Slater war nicht zu Hause.

Eine Nachbarin teilte dem Inspektor schließlich mit, daß der Wissenschaftler schon seit einer Woche in Spanien Urlaub machte.

John bedankte sich für die Auskunft und fuhr hinaus nach Putney, um Wendell Carson zu besuchen. Die Adressen der Männer hatte er sich von seiner Dienststelle geben lassen.

John parkte seinen Bentley vor einem abbruchreifen Zweifamilienhaus, ging durch den kleinen Vorgarten und wollte gerade schellen, als die Haustür geöffnet wurde.

Eine etwa 45jährige Frau mit weißblonder Perücke und grellgeschminktem Mund trat dem Inspektor entgegen. »Suchen Sie was?« fragte sie mißtrauisch.

John Sinclair lächelte gewinnend. »Ich möchte gern zu Mr. Wendell Carson, wenn's recht ist.«

Die Frau blieb mißtrauisch. »Wer sind Sie überhaupt?«

»Mein Name ist Sinclair, Scotland Yard.« John ließ seine Marke aufblitzen. »Polizei? Und dann noch Scotland Yard? Ja, was hat Carson denn ausgefressen?«

»Gar nichts. Es ist eine reine Routineangelegenheit. Sind Sie mit Mr. Carson verwandt, Madam?«

»Nee. Ich bin die Wirtin hier. Aber Mr. Carson ist nicht da.«

»Ist er weggegangen?«

»Weiß ich nicht. Er kam gestern abend nach Hause, und heute morgen – ich mache ihm nämlich immer das Frühstück – war er weg. Ich weiß auch nicht, wohin. Hab' ihn gar nicht gehen gehört. Sein Zimmer sieht auch ziemlich unaufgeräumt aus. Ist sonst gar nicht

seine Art.«

John Sinclair wurde hellhörig. Sollte Wendell Carson das gleiche widerfahren sein wie Kenneth Branden?

»Darf ich mir das Zimmer mal ansehen?« fragte John. »Warum nicht. Kommen Sie mit.«

Die Wirtin führte John in das Haus und ging vor ihm eine altersschwache Treppe hoch. Sie öffnete die Zimmertür und sagte: »Hier wohnt er.«

John betrat den Raum. Er war klein und mit allerlei fremden Masken und Gegenständen vollgestopft.

»Heute morgen brannte sogar noch seine Schreibtischlampe«, sagte die Wirtin. »Hoffentlich ist ihm nichts passiert. Man liest ja immer soviel.«

John sah sich sorgfältig in dem Raum um, doch er konnte nichts finden, was auf Wendell Carsons Verschwinden hingedeutet hätte.

»Das Zimmer ist richtig unheimlich. Diese Masken und so. Finden Sie nicht auch?« fragte die Wirtin. John nickte.

Ein seltsamer Geruch war ihm in die Nase gedrungen. Süßlich, so wie Leichengeruch. Die Wirtin schien nichts bemerkt zu haben, denn sie plapperte munter weiter. John hörte gar nicht hin. Nach einigen Minuten verabschiedete er sich wieder, ohne auch nur die Spur eines Hinweises gefunden zu haben. Er gab der Wirtin noch seine Telefonnummer. »Wenn Mr. Carson zurückkommt, rufen Sie mich bitte an.«

»Werde ich machen, Inspektor.«

»Vielen Dank.«

John setzte sich wieder in seinen Bentley und dachte nach. Das war jetzt das zweite Mitglied der Expedition, das so plötzlich verschwunden war. Welches Geheimnis steckte dahinter? Sakuro. Dieser Name fiel ihm wieder ein. Sir Gerald hatte ihn erwähnt. Und auch in Dr. Brandons Bericht war davon geschrieben worden. Wer war dieser Sakuro? Ein Dämon? Wenn ja, woher kam er? Fragen über Fragen, auf die John Sinclair eine Antwort finden mußte. Der nächste Mann auf seiner Liste hieß Gregory Seaborg. Dieser Mann war für John im Augenblick unerreichbar, denn eine Anschrift hatte er nicht hinterlassen. Wahrscheinlich lebte er, wie viele Studenten, irgendwo in Soho in einer Kommune. Um ihn dort zu finden, brauchte man bald eine ganze Kompanie von Polizisten.

Aber irgendwo mußte es eine Spur geben. Dr. Brandon! Sicher. Damit hatte alles begonnen. Hier wollte John den Faden aufnehmen. Aber Dr. Brandon wohnte, das wußte John auch, fast 200 Meilen von London weg. Der Inspektor blickte auf seine Uhr. Schon Nachmittag. Wenn er sich beeilte, konnte er es bis zum Abend schaffen. Doch vorher wollte er noch an seiner Wohnung vorbeifahren.

John gab Gas. Er brauchte über eine halbe Stunde, bis er seine Bleibe erreicht hatte. Als er aus dem Wagen stieg schälte sich ein blondes Mädchen aus einem Sportflitzer. Das langbeinige Geschöpf kam direkt auf John zu. »Mr. Sinclair?« fragte das Girl.

»In Lebensgröße.«

»Ich hätte Sie gern gesprochen. Mein Name ist Sheila Hopkins.«

***

Falls John überrascht war, so zeigte er es wenigstens nicht.

»Aber sicher können Sie mich sprechen«, erwiderte er. »Kommen Sie mit in meine Wohnung. Dort redet es sich besser.«

»Danke, Mr. Sinclair.«

John und Sheila fuhren mit dem Lift nach oben. Während der Fahrt sagte das Mädchen kein Wort. John beobachtete Sheila aus den Augenwinkeln.

Er sah, daß sie nervös war. Sheila knetete ihre gepflegten Hände und hatte dunkle Ränder unter den Augen, die auch eine geschickte Kosmetikerin nicht ganz verdecken konnte.

In seinem Apartment angekommen, bot John seiner neuen Bekannten einen Platz an, servierte ihr einen Whisky, den sie auch dankend annahm, und gab ihr Feuer für eine Zigarette.

»Mein Vater hat mir bereits von Ihnen erzählt«, sagte sie, »und ich glaube, ich kann Ihnen behilflich sein, falls Sie Fragen haben, die Kenneth Brandon betreffen. Wir waren… wir sind schließlich miteinander verlobt.« Sheila biß sich auf die Lippen, und John sah in ihren Augen Tränen glitzern.

»Ich hätte Sie sowieso aufgesucht, Miß Hopkins« erwiderte er. »Ich habe zum Beispiel heute vor, in das Haus der Brandons zu fahren, um dort vielleicht eine Spur zu entdecken.«

Sheila Hopkins blickte auf. »Die Idee ist gut, Mr. Sinclair. Ich werde Sie begleiten. Vier Augen sehen mehr als zwei.«

»Können Sie denn so ohne weiteres weg?«

»Natürlich. Außerdem geht es um Kenneth.«

»Was war Kenneth für ein Mensch?«

Ein verlorenes Lächeln legte sich um Sheilas Lippen. »Kenneth war nicht so wie die anderen. Er war immer ruhig und in sich gekehrt. Mein Geld interessierte ihn nicht. Er liebte mich wirklich. Kenneth kannte außer mir nur seine Arbeit.«

»Hat er viel mit Ihnen über seine Forschungen gesprochen?« wollte John wissen. »Nein.«

»Aber den Namen Sakuro hat er erwähnt?«

»Ja. Das war aber erst nach der Beerdigung seines Vaters. Die Trauerfeier damals muß ihm einen Schock versetzt haben. Er muß irgend etwas gesehen haben. Seit diesem Tag hat sich Kenneth

verändert. Er wurde noch verschlossener. Mir schien es, als ob er Angst hätte, Angst vor geheimnisvollen Mächten. Ich habe ihn oft gefragt, aber nie eine konkrete Antwort bekommen. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen, Mr. Sinclair.«

»Wie standen Sie denn zu Dr. Earl Brandon?«

»Ich kannte ihn kaum. Kenneth' Vater war durch und durch Wissenschaftler. Er lebte in seiner Welt.« Sheila blickte auf ihre Platinuhr. »Wenn wollten Sie denn fahren, Mr. Sinclair?«

»Eigentlich sofort«, antwortete John. »Ich möchte mir nur noch eine Zahnbürste mitnehmen. Ich weiß noch nicht, wie lange ich mich in Dr. Brandons Haus aufhalten werde. Sie entschuldigen mich für einen Augenblick.«

Fünf Minuten später war John fertig. Er fuhr mit Sheila nach unten, und schlug vor, seinen Wagen zu nehmen. Das Girl war einverstanden.

Die Fahrt dauerte drei Stunden. John hatte unterwegs einmal angehalten, um etwas zu essen. Auch Sheila hatte eine Kleinigkeit zu sich genommen. John merkte, wie das Mädchen langsam auftaute.

Sheila trug einen dunkelroten Hosenanzug aus weichem Nappaleder, der ihre Figur wie ein Etui umschloß. John mußte anerkennend feststellen, daß Kenneth Brandon einen guten Geschmack bewiesen hatte.

»Weit kann es nicht mehr sein«, sagte John Sinclair.

»Hinter dem nächsten Dorf.«

»Aha.«

John steuerte den Bentley mit mäßiger Geschwindigkeit über die Landstraße. Das Seitenfenster des Bentley war ein Stück heruntergekurbelt. Der Wind, der in den Wagen pfiff, brachte den Geruch von Salz und Meer mit.

Zehn Minuten später stoppte John den silbergrauen Bentley vor Dr. Brandons Haus.

Sheila Hopkins schwang sich aus dem Wagen und öffnete das Tor.

Dann fuhren sie durch den verwilderten Garten zum Haus hoch.

Sheila war merklich blaß geworden. »Es kommt mir alles so unheimlich vor«, sagte sie.

»Früher war es ganz anders. Allein hätte ich mich hier wirklich nicht mehr hingetraut.«

»Angst ist wohl das Vorrecht der Frauen«, meinte John und hielt vor der wuchtigen Eingangstür.

Sheila besaß einen Schlüssel.

Im Innern des Hauses roch es muffig. Sheila schaltete erst einmal überall Licht an.

»Jetzt fühle ich mich wohl er.«

»Wo hatte denn Kenneth Brandon sein Zimmer?« erkundigte sich John.

»Oben. Kommen Sie mit. Ich zeige es Ihnen.«

Die breite Treppe war mit wertvollen Läufern ausgelegt. An den Wänden hingen Bilder, die bestimmt ein kleines Vermögen gekostet hatten. Außerdem standen überall auf kleinen Podesten Vasen, Krüge und Töpfe aus der vorchristlichen Zeit. Die wertvollen Gegenstände waren mit Plastikhauben abgedeckt und durch Alarmanlagen gesichert.

»Dr. Brandon war ein fanatischer Sammler«, erklärte Sheila. »Das meiste steht übrigens in Museen.«

Die Tür zu Kenneth Brandons Zimmer stand halb offen.

Sheila bemerkte Johns fragenden Blick und sagte: »Ich habe alles liegen- und stehenlassen und fluchtartig das Haus verlassen. Es war niemand nach mir hier.«

John zuckte die Achseln. »Man kann nie wissen.«

Das Zimmer des jungen Brandon sah unordentlich aus. Das Bett war zerwühlt, aufgeschlagene Bücher lagen herum, und auf dem Boden entdeckte John eine zertretene Zigarette.

Langsam ging der Scotland-Yard-Inspektor durch den Raum, trat an das hohe Bücherregal und zog die alten Schriften hervor. Die Bücher waren allesamt in einer Sprache geschrieben, die John nicht verstand.
»Das ist Altägyptisch«, sagte Sheila. »Kenneth konnte es lesen.«

John wollte die Bücher schon wieder wegstellen, als ihm etwas auffiel. Zwischen einigen Werken der griechischen Mythologie entdeckte er einen schmalen Schnellhefter.

John zog ihn hervor. Er schlug ihn auf und fand eine Anzahl engbeschriebener Seiten. »Wissen Sie, was das ist?« wandte er sich an Sheila. Das Girl kam näher, blickte auf den Schnellhefter und schüttelte den Kopf.

»Keine Ahnung. Aber da fällt mir ein, daß Kenneth manchmal von einer Übersetzung gesprochen hat. Er tat dabei immer sehr geheimnisvoll. Vielleicht hängt es damit zusammen.«

»Möglich«, erwiderte John, setzte sich auf die Bettkante und schlug die erste Seite auf.

Die Überschrift sprang ihm förmlich ins Gesicht: *»Sakuro, Dämon mit den blutigen Augen«*

John atmete tief durch. Sheila, die ihm über die Schulter geblickt hatte, stieß einen leisen Schrei aus.

»Ich glaube, wir kommen dem Rätsel langsam näher«, sagte John.
»Diese Aufzeichnungen hier werde ich lesen. Und zwar noch in dieser Nacht. Ich…«

»Pst. Haben Sie nicht gehört, Mr. Sinclair?«

»Was?«

»Das Stöhnen. Mein Gott.«

Sheila Hopkins stand vornübergebeugt und lauschte. John legte den

Schnellhefter zur Seite und spitzte ebenfalls die Ohren.

Da! Jetzt hörte er es auch.

Es war ein gräßliches Stöhnen und schien aus der Unendlichkeit zu kommen.

Sheila faßte nach Johns Arm. »Ich habe Angst, Mr. Sinclair«, flüsterte sie, »schreckliche Angst.«

Johns Körper spannte sich. Seine Augen suchten das Zimmer ab, tasteten sich in jeden Winkel.

»Sheilaaa!«

Die Stimme klang seltsam dumpf und kam aus unendlicher Ferne.

»Sheila! Rette mich! Ich habe solche Schmerzen! Sheilaaa…!«

Das Mädchen schrie auf. Ihre Hände krallten sich in Johns Jackett. »Das war Kenneth,« stöhnte sie. »Kenneth Brandon! Mr. Sinclair, das war die Stimme meines Verlobten!«

Sheila Hopkins brach zusammen. Bevor sie jedoch auf den Boden fiel, konnte John sie auffangen. Behutsam legte er das Mädchen auf das breite Bett. Er selbst setzte sich auf einen Stuhl und wartete darauf, daß diese unheimliche Stimme wieder erklang.

Aber nichts geschah.

Schließlich griff John Sinclair nach dem Schnellhefter und begann zu lesen.

Je weiter er las, um so mehr faszinierte ihn diese Geschichte. John Sinclair geriet in einen regelrechten Rausch. Er hatte plötzlich das Empfinden, daß er alles, was er las, selbst miterleben würde. Er fühlte sich in die Zeit des alten Ägypten versetzt…

***

In der großen Tempelhalle war es totenstill. Mit starren Gesichtern standen 50 Krieger in den kleinen Nischen, die in das Gestein gehauen waren. Die Männer, nur mit Lendenschurz bekleidet, hielten Lanzen und brennende Fackeln in den Fäusten. Der dunkelrote Lichtschein zuckte über die mit Öl eingeriebenen Gesichter der Krieger und gab diesen ein dämonisches Aussehen. Mitten in der Tempelhalle stand ein Opferstein. Er war wuchtig, und der helle Fels war an vielen Stellen dunkel von geronnenem Blut.

Auf diesem Stein lag ein Krummschwert, dessen Griff mit Edelsteinen verziert war. Plötzlich ertönte ein Gong. Zwei große Steinquader schoben sich an der Stirnseite der Halle wie auf einen geheimen Befehl hin auseinander und gaben einen mannshohen Durchgang frei.

Monotoner Singsang durchdrang die Tempelhalle.

Die Krieger traten zwei Schritte vor und stellten sich so, daß sie den Eingang zugewandt waren.

Eine seltsame Prozession bewegte sich in die Tempelhalle. Flankiert von sechs muskulösen Bewachern schritt hoch aufgerichtet ein Mann

auf den Opferstein zu. Der Mann steckte in einem blutroten Gewand und hatte sein langes Haar mit einem goldfarbenen Stirnband zusammengebunden. Dieser Mann war Sakuro! Vor dem Opferstein blieb die Gruppe stehen.

Die sechs Wächter ließen Sakuro nicht aus den Augen, und auch die Sinne der anderen Krieger konzentrierten sich auf ihn.

Immer noch klang der monotone Singsang durch die Halle. Er steigerte sich noch, und dann betraten die Priester das große Gewölbe. Sie hatten die Hände in die weiten Ärmel ihrer Gewänder gesteckt, hielten die Augen gesenkt und bewegten nur die Lippen. Die Priester stellten sich hinter den Opferstein. Alles deutete darauf hin, daß man auf jemanden wartete.

Sakuro wandte langsam seinen Kopf. Er ließ den Blick über die Menschen schweifen, die bei seiner Hinrichtung zugegen sein würden. Ein spöttisches Lächeln legte sich auf seine Lippen. Sie alle konnten nicht wissen, daß man ihn nicht töten konnte. Vielleicht seinen Körper, doch sein Geist würde weiterleben. In dem Raum zwischen Diesseits und Jenseits, der allein den Dämonen vorbehalten bleibt.

Immer noch sangen die Priester. Es waren Gebete, um die Götter gnädig zu stimmen, damit sie das Opfer annahmen.

Endlich kam der Pharao. Er wurde in einer Sänfte in die Halle getragen. Die nackten Füße der Sklaven klatschten auf dem Boden. »Halt!« dröhnte die Stimme des Pharaos. Die Sklaven stoppten.

Langsam stieg der Pharao aus der Sänfte. Er war prächtig gekleidet und hatte sein Gesicht mit feuchtem Lehm eingerieben, so wie es das Ritual vorschrieb. Der Pharao hob die rechte Hand. Sofort hörte der Singsang der Priester auf. Stille legte sich über die Tempelhalle. »Sakuro, sieh mich an!« dröhnte die Stimme des Pharaos. Langsam wandte sich der Magier um.

Xotorez, der Pharao, ging auf ihn zu. Respektvoll traten die sechs Bewacher zur Seite.

Einen Schritt vor Sakuro blieb der Pharao stehen.

»Du kennst das Urteil der Weisen«, sagte Xotorez. »Die Götter verlangen für den Frevel, den du begangen hast, deinen Tod. Du hast Ira, meine Tochter, geschändet. Dafür wird man dir den Kopf abschlagen und anschließend die Augen ausstechen. So, wie es die Gesetze verlangen.«

Nach diesen Worten des Pharaos war es totenstill. Doch durch diese Stille gellte auf einmal das teuflische Gelächter des Magiers. Sakuro breitete beide Arme aus und führte sie in einer weites Geste wieder zusammen.

»Ich habe deine Worte vernommen Xotorez«, sagte er, »und ich weiß, daß ich meinem Schicksal nicht mehr entgehen kann. Aber nun höre auch mich an, Du wirst mich töten und doch nicht töten. Mein Geist

wird weiterleben, um irgendwann wird dich meine grausame Rache treffen. Ich werde aus dem Jenseits zurückkehren und dich in den Schlund des Verderbens ziehen.« Sakuros Gesicht hatte sich bei diesen Worten zu einer schrecklichen Grimasse verzerrt. Seine Augen, sonst dunkel wie die Nacht, schienen ein unheimliches Feuer zu versprühen, die klauenartig vorgestreckten Hände vollführten geheimnisvolle Bewegungen.

Der Pharao wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Angst hatte ihn plötzlich erfaßt. Er wußte, Sakuro war kein normaler Mensch, er war ein Dämon, ein Magier, der mit dem Bösen im Bunde stand.

»Und so höre denn meine weiteren Worte!« gellte Sakuros Stimme. »Sei verflucht! Hahaha.«

Das höhnische Gelächter schnitt den Anwesenden wie Messer in die Ohren.

»Tötet ihn!« brüllte der Pharao in das Gelächter hinein. »Tötet ihn!«

Sakuros Bewacher griffen zu.

Sie packten den Magier mit harten Griffen und zerrten ihn zu dem Opferstein.

Gnadenlos zwangen sie ihn auf die Knie.

Ein dunkelhäutiger Sklave sprang vor und ergriff das Krummschwert.

Zwei Männer drückten Sakuros Kopf mit dem Gesicht zuerst auf den Opferstein. Dann ließen sie den Magier los.

Der Sklave hob das Krummschwert, sah zu dem Pharao hin, der die Szene mit unbewegtem Gesicht verfolgt hatte.

Xotorez nickte.

Der Sklave schlug zu. Die Schneide des Krummschwerts pfiff durch die Luft und trennte Sakuros Kopf vom Körper.

Der Körper fiel zurück. Der Kopf blieb auf dem Opferstein liegen. Der Mund war immer noch zu einem grausamen Lachen verzogen, doch die Augen blickten nun starr und leblos.

Einer der Priester trat vor und zog ein Messer. Langsam näherte sich die Messerspitze dem abgetrennten Kopf des Magiers…

Dann traten die Sklaven in Aktion. Sie schafften den Körper Sakuros weg und legten ihn in ein kleines Verlies im hintersten Winkel der großen Pyramide. Anschließend wurde das Verlies zugemauert.

Sakuro geriet in Vergessenheit. Der Körper vermoderte, doch der böse Geist des Magiers überlebte die Jahrtausende.

***

John Sinclair legte aufatmend den Schnellhefter zur Seite. Der Inspektor spürte, daß er am gesamten Körper schweißnaß war. Diese Geschichte hatte ihn mehr mitgenommen, als er zugeben wollte.

Welch schrecklichem Geheimnis waren Dr. Branden und sein Team auf die Spur gekommen?

Ein leises Stöhnen riß John aus seinen Gedanken. Er wandte den Kopf und sah, daß sich Sheila Hopkins unruhig auf dem breiten Bett bewegte.

John setzte sich auf die Bettkante und strich dem Mädchen über die Stirn.

Verwirrt schlug Sheila die Augen auf. »Was… ist geschehen? Ich war auf einmal ohnmächtig. Weiß auch nicht…« Plötzlich setzte sie sich auf. »Was war mit Kenneth? Ich habe ihn doch gehört, Mr. Sinclair.«

John lächelte ihr beruhigend zu und drückte sie sanft auf das Bett zurück.

»Es ist nichts passiert, was Sie ängstigen könnte, Miß Hopkins.«

»Aber die Stimme…«

»Ja, die habe ich auch vernommen, Miß Hopkins.«

Sheilas Augen füllten sich mit Tränen. »Kenneth, er ist doch nicht tot, Mr. Sinclair. Ich habe ihn doch gehört. Er lebt. Mein Gott, er lebt. Mr. Sinclair, wir müssen ihn finden. Sofort. Kommen Sie.«

Sheilas Hände krallten sich in Johns Jackenärmel. Das Mädchen war äußerst erregt. Sie hatte das schreckliche Erlebnis noch längst nicht überwunden. »Wir werden Ihren Verlobten nicht suchen. Wenigstens jetzt noch nicht«, schränkte John ein.

»Warum nicht? Nennen Sie mir den Grund! Sie verheimlichen mir etwas!« schrie Sheila.

»Gut, ich will es Ihnen erzählen. Aber Sie müssen die Nerven bewahren. Versprechen Sie mir das, Sheila?«

»Ja.«

»Ich habe, während Sie schliefen, den Schnellhefter durchgeblättert und habe auch die Geschichte gelesen. Ich werde sie Ihnen später einmal erzählen. Ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß Ihr Verlobter nicht tot, aber auch nicht lebendig ist.«

Sheila sah John ungläubig an. »Wie soll ich das verstehen?«

»Sie werden es wohl nicht verstehen, Sheila. Ich kann es auch nicht begreifen. Sie müssen sich jedoch mit den Gegebenheiten abfinden. Kenneth lebt in einer Zwischenwelt. In einem Raum zwischen Diesseits und Jenseits. Ich habe mich mit unerklärlichen Dingen, die auf dieser Welt geschehen, befaßt. Ich habe alte Schriften gelesen und herausgefunden, daß es Dinge gibt, die unser Verstand einfach nicht begreifen kann. Kenneth Branden, Ihr Verlobter, lebt im Reich der Dämonen.«

»O Gott.«

Sheila Hopkins begann hemmungslos zu schluchzen. John ließ sie eine Zeit weinen. Schließlich, als sie sich beruhigt hatte, fragte sie: »Wie kann man Kenneth denn helfen? Wie können wir zu ihm kommen, Mr. Sinclair?«

John zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich gar nicht. Dieses Reich der

Dämonen ist nicht mit normalen Maßstäben zu messen. Es ist nicht drei- sondern vierdimensional. Wenn Sie verstehen, was ich meine. Es ist zwar überall, aber trotzdem nicht greifbar. Wir können es nicht sehen, nicht fassen, nicht fühlen.«

»Das schon, Mr. Sinclair. Aber entschuldigen Sie meine dumme Frage: Gibt es zu diesem Reich denn keinen Eingang? Kein Tor oder irgend etwas?«

John Sinclair wirkte sehr nachdenklich. »Ihre Frage, Miß Hopkins, ist gar nicht dumm. Ich habe in einer alten Legende mal gelesen, daß es irgendwo auf dieser Welt Eingänge zu dem Reich der Dämonen geben soll. Wo die aber sind, stand nicht in dem Buch.«

»Mr. Sinclair. Diese Eingänge müssen wir unbedingt finden. Verstehen Sie? Dann können wir Kenneth vielleicht retten.«

John lächelte ein wenig müde. »Machen Sie sich keine Illusionen, Miß Hopkins. Das wird uns wohl kaum gelingen. Es wäre zu unwahrscheinlich.«

»Aber Sie glauben doch daran, daß es solche Tore gibt?«

John nickte. »Tore jedoch nur im übertragenen Sinn.«

»Dann ist es gut. Mr. Sinclair, ich möchte nicht mehr hierbleiben. Lassen Sie uns fahren. Bitte!«

John sah auf seine Uhr. »Es ist weit nach Mittemacht.«

»Trotzdem. Im nächsten Dorf bekommen wir bestimmt noch Zimmer. Ich kenne dort einen Gasthausbesitzer persönlich.«

»Naja. Mir soll’s recht sein«, stimmte John schließlich zu.

»Danke.«

Sheila schwang die Beine aus dem Bett.

»Ich will mich nur noch im Bad ein wenig frisch machen, Mr. Sinclair.«

»Gut, ich warte.«

Sheila stand auf, strich sich über das Gesicht und machte sich auf den Weg ins Bad.

Gedankenverloren zündete sich John eine Zigarette an.

Sheilas gellender Schrei zerriß die Stille.

John sprang blitzschnell auf, warf die halbangerauchte Zigarette in den Ascher und raste nach draußen auf den Flur.

»Sheila!«

»Hier«, wimmerte das Mädchen. John sah sich um und entdeckte eine offenstehende Tür am Ende des Flures.

Das Badezimmer. Wie der Blitz rannte John darauf zu. Sheila lehnte mit dem Rücken an der gekachelten Wand. Sie hatte ihr Gesicht in beide Hände vergraben und schluchzte hemmungslos.

Johns Blick glitt gedankenschnell durch das Badezimmer… und… Fast stockte ihm der Herzschlag. Neben der Wanne lag ein junger Mann. Es war Kenneth Brandon…

***

John kannte den Wissenschaftler von einer Fotografie her, die ihm Sheila gezeigt hatte.

Langsam ging der Inspektor auf Kenneth zu.

Brandon lag auf der Seite, das Gesicht der Wanne zugewandt.

Vorsichtig drehte ihn John auf den Rücken und zuckte gleichzeitig entsetzt zurück.

Kenneth Brandon besaß keine Augen mehr!

Jemand hatte sie ihm ausgestochen.

John Sinclair zog scharf die Luft ein. Bilder tauchten vor seinen Augen auf. Er sah die Szene, die er vor einer halben Stunde noch gelesen hatte, ganz genau vor sich.

Ein Sklave hatte Sakuro die Augen ausgestochen.

Und jetzt dieses.

Grauenhaft, unbegreiflich.

John deckte Kenneth Brandons Gesicht mit seinem Körper ab, damit Sheila dieser Anblick erspart blieb. Dann fühlte er nach dem Herz des Mannes.

Es schlug nicht mehr.

Aber war Kenneth Brandon wirklich tot? Ging es ihm vielleicht wie seinem Vater?

John begann zu überlegen. Kurz vor der Verbrennung war dieser gräßliche Schrei aus dem Sarg gekommen. John hatte angenommen, daß in dem Sarg ein Scheintoter gelegen hatte. Aber kann ein Mensch wie Kenneth, dem man beide Augen ausgestochen hatte, überhaupt noch leben?

John holte einen kleinen Spiegel aus der Tasche und hielt ihn gegen den Mund des Mannes.

Die Fläche blieb klar.

Auch bei leisestem Atmen hätte sie beschlagen müssen.

Der Scotland-Yard-Inspektor stützte sich am Rand der Wanne hoch. Sheila hatte ihren Schock noch immer nicht überwunden.

John legte seinen Arm um ihre Schultern. »Kommen Sie, Sheila.«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Aber Kenneth. Wir können ihn doch nicht einfach so liegenlassen. Wir müssen etwas tun. Er ist…«

»Ich werde meine Dienststelle anrufen, Miß Sheila«, sagte John. »Wir haben Spezialisten, die sich mit Ihrem Verlobten beschäftigen können.«

Sheila blickte John aus tränennassen Augen an. »Ja, ist er denn nicht tot?«

»Ja und nein. Aber das erkläre ich Ihnen später. Ich muß jetzt telefonieren.«

»Im Flur steht ein Apparat. In der kleinen Nische dahinten auf dem Tisch.«

»Danke.«

»Ich werde mit Ihnen gehen, Mr. Sinclair. Freiwillig bleibe ich keine Sekunde länger allein.«

»Das kann ich verstehen.« John nahm den Hörer auf und fragte: »Kann man von hier aus durchwählen?«

»Ja.«

Mit dem rechten Zeigefinger wählte John die erste Zahl. Die zweite Zahl.

Und plötzlich erlosch das Licht.

Sheila Hopkins schrie leise auf. Zitternd preßte sie sich gegen John Sinclair.

»Was immer geschieht, Miß Hopkins, behalten Sie vor allen Dingen die Nerven, und bleiben Sie immer bei mir.«

John hatte unwillkürlich leise gesprochen.

»Ja«, hauchte das Girl.

Irgend jemand mußte die gesamte Stromversorgung lahmgelegt haben, denn auch das Telefon gab keinen Laut mehr von sich.

Die rabenschwarze Finsternis lag wie ein Teppich in dem Haus.

»Was werden Sie jetzt tun?« flüsterte Sheila.

»Erst mal abwarten. Und vor allen Dingen hier stehenbleiben, Miß Hopkins.«

»Meinen Sie, dieser Sakuro kommt?«

»Vielleicht«, erwiderte John.

John versuchte seine Nerven zu beruhigen, konzentrierte seine Sinne, achtete auf jedes Geräusch.

Doch zunächst geschah nichts.

Dann, nach einigen Minuten, spürten John und Sheila einen kalten Hauch, der über ihre Körper glitt.

»Was ist das?« flüsterte Sheila ängstlich.

»Sakuro kündigt sein Kommen an.«

Dann knarrte eine Tür. Es war die zum Badezimmer.

Johns Kopf ruckte herum. Er trat einen Schritt vor, um besser sehen zu können.

Im gleichen Augenblick fühlte er einen gräßlichen Schmerz. Er hatte das Gefühl, eine Stahlklammer würde ihn zerdrücken. Neben ihm stöhnte Sheila auf.

John sah einen Mann aus dem Badezimmer kommen. Kenneth Brandon. Die leeren Augenhöhlen waren auf John gerichtet. Der Inspektor wollte irgend etwas sagen, doch seine Stimme war auf einmal weg.

Statt dessen drang ein gräßliches Gelächter an seine Ohren. Die ganze Welt schien plötzlich zu schwanken, sich zu drehen.

John konnte sich nicht mehr halten. Er fiel in einen endlosen Schacht. Doch bevor er noch das Bewußtsein verlor, sah er Sakuro.

Der Dämon grinste ihn höhnisch an. Er hielt einen Totenkopf unter dem Arm, aus dessen leeren Augenhöhlen langsam das Blut tropfte…

***

John Sinclair stöhnte auf. Sein gesamter Körper schien in flüssiger Lava zu liegen. Das Atmen wurde zu einer Qual.

Langsam öffnete der Inspektor die Augen. Verschwommen sah er über sich ein Gesicht.

Es gehörte Sheila Hopkins.

John versuchte zu lächeln, doch es wurde nur eine Grimasse daraus.

»Mr. Sinclair! Mr. Sinclair!« hörte er Sheilas besorgte Stimme. »Bitte, kommen Sie zu sich.«

»Ist ja schon gut«, ächzte John und versuchte sich aufzurichten.

Es ging so einigermaßen.

John sah sich um und stellte fest, daß er auf dem Flur lag. Das Tischchen war umgefallen. Das Telefon lag daneben.

Durch ein Fenster fiel helles Tageslicht in den Flur.

John wischte sich über die Augen. Dann fragte er: »Wie lange bin ich überhaupt bewußtlos gewesen?«

»Keine Ahnung, Mr. Sinclair. Aber es ist schon bald Mittag«, erwiderte Sheila.

»Und Sie? Was ist mit Ihnen geschehen?«

Sheila Hopkins' lächelte plötzlich. »Nichts. Ich hatte ein herrliches Erlebnis. Ich habe mit Kenneth gesprochen. Es war wunderbar. Er hat gesagt, daß er mich bald holt. In seine Welt. Sie ist schön, Mr. Sinclair. Sie haben recht gehabt mit Ihren Vermutungen. Es gibt noch eine Welt zwischen dem Diesseits und dem Jenseits.«

Wenn John nichts auf die Beine gebracht hätte, diese Worte schafften es.

»Sheila!« schrie er. »Sind Sie wahnsinnig?«

»Nein. Glücklich.«

John Sinclair stand auf. Er packte das Mädchen an beiden Schultern und schüttelte es hin und her.

»Kommen Sie zu sich, Sheila. Es gibt keinen Kenneth Brandon mehr. Er ist tot, verstehen Sie?«

»Nein, Mr. Sinclair. Er lebt in der anderen Welt«, erwiderte das Mädchen bestimmt.

Und sie hatte nicht einmal unrecht. Aber wie konnte John ihr nur klarmachen, daß Kenneth Brandon für sie unerreichbar war?

Wahrscheinlich gar nicht. Sheila Hopkins steckte schon zu sehr in Sakuros Bann, um überhaupt noch logisch denken zu können.

Der Inspektor faßte das Mädchen am Arm. »Kommen Sie!«

»Wohin?«

»Wir fahren wieder nach London.«

»Nein. Ich bleibe hier. Kenneth wird mich bald holen.«
»Sie kommen mit!« sagte John hart.
»Wie Sie wünschen. Kenneth wird mich überall finden.«
John Sinclair atmete tief ein. Verlier nur nicht die Nerven, Junge, sagte er sich. Das ist dieser Sakuro nicht wert.
15 Minuten später saßen sie in Johns Bentley. Sheila sprach kein Wort. Nur in ihren Augen lag ein seltsames Leuchten. Das Mädchen war mit ihren Gedanken in einer anderen Welt.
Fast brutal rammte John Sinclair die Gänge in das Getriebe. Das nächtliche Abenteuer hatte ihn mehr mitgenommen, als er zugeben wollte.
Ihm war schleierhaft, warum Sakuro ihn nicht getötet hatte. Vielleicht sollte er auch nur gewarnt werden. Möglich war alles.
John hatte kurz vor der Abfahrt noch einmal im Bad nachgesehen. Doch von Kenneth Brandon fehlte jede Spur.
Der Inspektor war nur von einem Vorhaben beseelt. Er mußte Sheila Hopkins aus Sakuros Klauen befreien. Aber dazu brauchte er sie noch. Und zwar als Köder. Während der Fahrt formte sich langsam ein gewagter Plan in Johns Gehirn. In London fuhr er sofort zu dem New-Scotland-Yard-Gebäude. Er lieferte Sheila bei dem besten Psychologen zur Untersuchung ab und ließ sich dann bei seinem Chef melden.
Superintendent Powell fixierte John Sinclair durch seine dicken Brillengläser. »Man hat lange nichts mehr von Ihnen gehört. Ich konnte Sir Gerald Hopkins nur schwer beruhigen.«
John grinste etwas spöttisch. »Das kann ich mir denken. Und was ich Ihnen zu berichten habe, Sir, ist auch nicht gerade dazu angetan, um ruhig schlafen zu können.«
Superintendent Powell nahm einen Schluck Mineralwasser und sagte sehr knapp: »Lassen Sie hören.«
John erzählte. Ausführlich. Er ließ nicht die geringste Kleinigkeit aus. Sein Chef nickte hin und wieder. Dann, als John geendet hatte, fragte er: »Was haben Sie nun vor?«
Der Inspektor erläuterte seinen Plan. Powell hatte noch einige Bedenken, und John mußte seine ganze Redekunst aufbieten, um den Superintendent zu überzeugen. Schließlich war Powell einverstanden. Ehe John das Zimmer verließ, sagte er noch: »Sir Gerald Hopkins wird von Ihrem Plan nichts erfahren, Inspektor.«
»Und wenn er wissen will, wo seine Tochter ist?«
»Werde ich ihm schon das Passende erzählen. Und noch etwas. Geben Sie auf sich acht, John. Sie haben es mit einem Gegner zu tun, der mächtiger ist als alle bisherigen.«
»Wird schon schiefgehen, Sir.«
Anschließend fuhr John Sinclair in die medizinische Abteilung, die in einem Nebentrakt des Scotland-Yard-Gebäudes liegt.

John mußte noch warten, ehe er Professor Snyder sprechen konnte. Der Professor hatte Sheila untersucht. John hoffte, von ihm schon erste Ergebnisse erfahren zu können. »Nun, Professor, wie sieht es aus?« Der Psychologe nahm seine Goldrandbrille ab und strich sich über das schüttere Haar.

»Man kann schwer etwas sagen, Inspektor. Die Patientin steht unter einem hypnotischen Einfluß. Soviel ist klar. Aber es ist keine normale Hypnose wie wir sie kennen. Es ist irgend etwas Unbekanntes. Ich tippe auf eine Art von Fernhypnose. Um Ihnen allerdings genauer Auskunft geben zu können, muß ich Miß Hopkins noch einige Tage untersuchen.«

»Das wird kaum gehen.«

»Ich verstehe Sie nicht, Inspektor.«

»Ich brauche das Mädchen.«

»Unmöglich, in ihrem Zustand…«

»Gerade in ihrem Zustand, Professor. Und es kann durchaus möglich sein, daß Miß Hopkins geheilt wiederkommt.«

Professor Snyder lächelte spöttisch. »Sie gestatten, Inspektor, daß ich Ihren Worten nicht so recht glauben kann.«

»Das kann ich mir vorstellen«, erwiderte John. »Trotzdem muß ich das Mädchen haben. Es hängt viel von ihr ab. Ist Miß Hopkins transportfähig? Ich meine, ist sie in der Lage, einen Flug von ungefähr drei bis vier Stunden zu überstehen?«

»Ja«, antwortete Professor Snyder. »Allerdings lehne ich jede Verantwortung ab.«

»Das kann ich verstehen. Übrigens ist es durchaus möglich, daß wir noch in dieser Nacht fliegen.«

»Ich halte Sie nicht auf, Inspektor. Aber darf ich fragen, wohin die Reise geht?«

»Nach Ägypten, Professor.«

»Ägypten?« Der Psychologe runzelte die Stirn. »Was wollen Sie denn da?«

»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Auf jeden Fall keinen Urlaub machen.«

***

»Komm rein, alter Junge«, sagte Bill Conolly und grinste etwas verlegen.

John zog die Augenbrauen hoch. »Ist was? Du bist so komisch.«

»Ich habe Besuch.«

»Verstehe.«

»Trotzdem, komm rein.«

»Ist sie wenigstens hübsch?« fragte John.

»Kannst dich ja gleich selbst davon überzeugen.«

Bills Besuch war schwarzhaarig und hatte die Figur eines Mannequins. Das Girl saß auf der Couch, hielt ein Glas mit Whisky in der Hand und hatte die Beine hochgelegt.

»Hallo«, sagte die Schöne, als John in das Zimmer trat.

John stellte sich vor und wandte sich dann an den Reporter. »Kann ich dich einen Augenblick allein sprechen?«

»Nicht nur einen Augenblick. Komm, Dana«, sagte Bill zu dem Girl, »die Pflicht ruft.«

Dana zog zwar einen Schmollmund, doch sie gehorchte.

Fünf Minuten später waren die beiden Männer allein.

»Hättest du deinen Besuch angekündigt…«, fing Bill an.

John winkte ab. »Dazu war gar keine Zeit.«

»Hoppla, wo brennt’s denn?«

»Bill, ich brauche deine Hilfe.«

»In einem neuen Fall?« schnappte der Reporter.

»Ja.«

»Los, laß hören.«

John berichtete. Als er fertig war, sagte Bill Conolly: »Allerdings bin ich mir über meine Rolle in dieser Sache nicht klar.«

»Ganz einfach. Du sollst mit auf Sheila Hopkins aufpassen. Das Mädchen schwebt in Gefahr.«

Bill grinste. »Genau das, was mir Spaß macht.«

»Freu dich nicht zu früh. Es kann verdammt gefährlich werden.«

»Unsinn. Wann geht’s los?«

»Noch heute nacht. Flugkarten habe ich schon bestellt.«

»Auch für mich?«

»Sicher. Dreimal Kairo. Hin- und Rückflug.«

»Schön, dann werde ich packen.«

Innerhalb einer halben Stunde war Bill fertig. In Johns Bentley fuhren die Männer zum Scotland-Yard-Gebäude. Bill blieb im Wagen sitzen, während John in die psychiatrische Abteilung fuhr.

Professor Snyder ließ Sheila Hopkins nur ungern gehen. »Sie wissen, welche Verantwortung Sie auf sich laden«, betonte er noch mal.

»Ja«, erwiderte John, nahm Sheila am Arm und fuhr mit ihr nach unten. Das Mädchen machte wieder einen halbwegs normalen Eindruck. Nur die roten Flecken im Gesicht zeugten davon, daß sie unter einer inneren Erregung stand.

»Wo bringen Sie mich hin, Mr. Sinclair?«

»Wir unternehmen eine kleine Reise. Mit dem Flugzeug.«

»Ohne mich vorher zu fragen?«

»Es geschieht in Ihrem Interesse.«

Als sie den Lift verließen und auf den Gang hinaustreten wollten, blieb Sheila plötzlich stehen.

»Ich will jetzt auf der Stelle wissen, was Sie mit mir vorhaben.«

»Wir fliegen nach Ägypten. Genauer gesagt nach Kairo. Und von dort aus geht es weiter bis in die Nähe von Sackarah.«

Sheilas Augenlider flackerten. »Sie wollen in die Pyramide, die auch Dr. Brandon mit seinen Leuten betreten hat?«

»Ja. Ich will zu Sakuros Grab.«

Sheila preßte die rechte Hand vor den Mund. John spürte, wie die Angst in ihr hochkroch.

Er konnte das Mädchen nicht einfach zwingen, mitzufliegen. Wenn Sheila nicht wollte, dann sah es schlecht aus. Nur sie allein hatte den Kontakt zu Sakuro. »Sie werden dort Ihren Verlobten finden«, sagte John.

»Kenneth?« Sheilas Augen begannen plötzlich zu leuchten. »Ja, ich komme mit.«

John fiel ein Stein vom Herzen. Wenn er nur wüßte, was sich in dem Mädchen abspielte. Aber so war er auf Vermutungen und seine Intuition angewiesen. Bill Conolly war von der Schönheit des Mädchens beeindruckt und gab dies auch offen zu.

Sheila lächelte jedoch nur und verhielt sich schweigsam.

Sie fuhren noch an ihrer Wohnung vorbei, und Sheila Hopkins packte das Nötigste in einen kleinen Koffer.

Dann ging die Fahrt zum Flughafen Heathrow. Bis zum Start der Maschine hatten sie noch eine Stunde Zeit, die sich Sheila, John und Bill im Wartesaal verkürzten. Nach einer Weile entschuldigte sich das Mädchen für einen Augenblick.

»Was hältst du von ihr?« fragte John seinen Freund.

Bill zuckte die Achseln. »Macht an sich einen ruhigen Eindruck. Der Kenner würde sagen, eine Frau zum Heiraten.«

»In dem letzten Punkt stimme ich dir bei. Allerdings der ruhige Eindruck, den du von ihr hast, ist eine Täuschung. Sheila Hopkins muß innerlich aufgewühlt sein wie das Meer bei Windstärke zehn.«

Bill zuckte die Achseln. »Von Psychologie habe ich keine Ahnung.«

John sah auf seine Uhr. »Wo sie nur bleibt?« murmelte er.

Bill Conolly drehte sich halb um und blickte in Richtung der Toiletten. »Da kommt sie ja. Verdammt, John, was ist das denn?«

Blitzschnell drehte John den Kopf und hatte plötzlich das Gefühl, in einem Irrenhaus zu sein.

Sheila Hopkins ging langsam durch die Tischreihen. In der linken Hand hielt sie ihre Handtasche und in der rechten einen Totenkopf, aus dessen Augenhöhlen tropfenweise das Blut floß…

***

Jetzt erst entdeckten auch die anderen Wartenden Sheila Hopkins. Schreie wurden laut. Zwei ältere Ladys bekamen einen Ohnmachtsanfall. John Sinclair sprang auf und rannte mit langen

Sätzen auf Sheila zu. Er erreichte das Mädchen, als die ersten Gäste panikartig den Warteraum verließen. »Sheila!« rief John und faßte nach dem Totenkopf.

Im gleichen Augenblick wurden die bleichen Knochen unter Johns Berührung zu Staub, der so feinkörnig war, daß er von den Ventilatoren zum Teil weggeweht wurde. Auch das Blut war verschwunden.

Die ersten Sicherheitsbeamten rannten mit schußbereiten Waffen in den Warteraum. Mit ihnen erreichte auch Bill Conolly den Inspektor.

»Was ist hier geschehen?« schnarrte ein dürrer Mann, wohl Anführer der Truppe.

»Nichts«, sagte John leise und zeigte seinen Ausweis. »Kümmern Sie sich bitte um die beiden ohnmächtigen Ladys.«

»Jawohl, Sir.«

John und Bill begleiteten Sheila Hopkins zu ihrem Tisch. Der Reporter war bleich wie ein Bettlaken. »Teufel«, flüsterte er, »da wird ja noch was auf uns zukommen.« John nickte nur.

An der gläsernen Tür drückten sich die Neugierigen die Nasen platt. Das aufgeregte Geschnatter war bis in den Wartesaal zu hören. Zwei Sanitäter holten die ohnmächtigen Frauen ab.

John winkte dem Mixer hinter der Bar zu und bestellte Cognac. Der Mann brachte mit zitternden Fingern drei Schwenker. »Trinken Sie«, sagte John leise zu Sheila. Das Mädchen gehorchte. Dann begann sie zu erzählen.

»Ich weiß auch nicht, was auf einmal los war. Ich wusch mir gerade die Hände, da spürte ich eine seltsame Kälte, und plötzlich stand Kenneth, mein Verlobter, vor mir. Er sprach davon, daß ich bald bei ihm sein werde, und dann bin ich gegangen. Weshalb ist es hier so leer, Mr. Sinclair?«

»Das erzähle ich Ihnen später.«

Sheila schien von den weiteren Vorgängen gar nichts mitbekommen zu haben. Es war auch besser so.

15 Minuten später saßen sie bereits in der Maschine nach Kairo. Es sollte ein Flug in die Hölle werden…

***

»He, Mann, pennen Sie?« fragte der Schaffner und stieß den Reisenden, der ganz allein im letzten Abteil der U-Bahn saß, leicht an der Schulter an.

Der junge Mann rührte sich nicht.

»Da schlag doch einer…«, knurrte der Schaffner und faßte fester zu.

Diesmal bewegte sich der Mann. Aber nicht so, wie es sich der biedere Bahnbeamte gedacht hatte.

Der Fremde kippte im Zeitlupentempo nach rechts, fiel mit der

Schulter auf die Kante der Sitzbank und rollte auf den Boden.

Erschreckt sprang der Schaffner einen Schritt zurück. Sein Gesicht wurde plötzlich leichenblaß.

Es dauerte einige Zeit, ehe er sich gefangen hatte, sich bückte und den Mann herumdrehte.

Glanzlose Augen starrten ihn an. »Der ist ja tot«, flüsterte der Schaffner.

Wie von Furien gehetzt, rannte er aus dem Wagen. An der nächsten Station, es war die vorletzte, machte er Meldung.

»Wir holen ihn an der Endstation raus«, sagte sein Kollege. Dann fuhr der Zug weiter. Aber der Schaffner traute sich nicht mehr in den letzten Wagen und mußte auch noch an der Endstation zehn Minuten warten, ehe zwei Sanitäter mit einer Bahre kamen.

»Wohin bringt ihr ihn denn?« fragte der Schaffner.

»Erstmal ins Leichenhaus«, erwiderte der eine Sanitäter, ein dicker Kerl, der dauernd schwitzte.

Mit zwei Handgriffen hatten die Männer den Toten auf die Bahre gelegt und zogen ab. Der völlig verstörte Schaffner blieb zurück.

Oben am Ausgang wartete ein Krankenwagen auf die Männer. Die Sanitäter schoben die Bahre in den Fond und setzten sich nach vorn ins Führerhaus. »Verdammt jung noch, der Knabe«, meinte der Fahrer.

Sein korpulenter Kollege zuckte nur die Achseln. »Den einen trifft's früh, den anderen spät. Was soll's. Und jetzt laß uns gehen. Ich will mich noch den Rest der Nacht hinlegen.«

»Hoffentlich kommst du dazu.« Der Weg zum Leichenschauhaus war nicht sehr weit.

Ein grauhaariger Pförtner hatte Nachtdienst. Er kannte die beiden Sanitäter bereits, öffnete sofort das Tor und ließ den Wagen auf den Innenhof fahren. Durch eine Eisentür kam man ins Leichenhaus. An der Backsteinwand war eine altmodische Klingel installiert. Der Dicke schellte.

»Daß wir auch immer den Seiteneingang nehmen müssen«, knurrte er.

Nach einer Minute öffnete ihnen der alte Joe. Er hatte die Sechzig schon überschritten und fast sei ganzes Leben hier gearbeitet.

»Wen bringt ihr denn da wieder an?« knurrte er.

»Wissen wir auch nicht«, antwortete der dicke Sanitäter brummig. »Komm, laß uns rein! Wir wollen den Kerl endlich loswerden.« Der alte Joe brabbelte etwas in seinen Bart und ging vor. Die Sanitäter folgten mit der Leiche.

Sie erreichten die Kühlkammer. Rechts und links waren laden in die Wände eingelassen, in denen die Leichen aufbewahrt wurden. An der Stirnseite des Raumes gab es eine Wanne und mehrere Spülbecken. Hier wurden die Toten gewaschen.

»Legt ihn erst mal auf den Tisch«, sagte der alte Joe.

Die beiden Sanitäter gehorchten schweigend und verabschiedeten sich dann. »Viel Vergnügen mit den Toten«, wünschte der Dicke noch.

Der alte Joe kicherte hohl. »Leichen sind die harmlosesten Geschöpfe der Welt. Sie können einem nichts mehr tun…«

Nachdem die Sanitäter verschwunden waren, machte sich der alte Joe an die Arbeit. Zuerst räumte er die Taschen des Toten leer. Ein Schlüsselbund, ein paar Pfundnoten, etwas Kleingeld. Eine Schachtel Zigaretten und ein Feuerzeug brachte er zutage. Der Leichenwärter trug alles sorgfältig in eine Liste ein. Zum Schluß nahm er die Brieftasche des Toten. Es war ein zerfleddertes Ding aus Kunstleder.

Der Ausweis fiel dem alten Joe in die Hände.

»Wendell Carson«, buchstabierte er den Namen des Toten. Auch den trug er in die Liste ein. Dazu alle übrigen persönlichen Daten.

Danach machte er erst mal Pause. Aus seiner alten Aktentasche kramte er zwei Sandwiches und eine Thermosflasche mit Tee hervor.

Es machte dem alten Joe nichts aus, daß einige Yards weiter ein Toter auf dem Tisch lag. Das war er schon gewohnt.

Der Alte kaute schmatzend vor sich hin. Er hatte gerade den letzten Bissen heruntergespült, da drang ein schabendes Geräusch an seine Ohren.

Gemächlich wandte er sich um und hätte beinahe zuviel bekommen, als er sah, was sich vor seinen Augen abspielte.

Der Tote lebte!

»Das gibt es doch nicht«, flüsterte der alte Joe und starrte wie hypnotisiert auf den Mann, der langsam die Beine vom Tisch schwang.

Da verlor der alte Joe die Nerven.

Laut schreiend rannte er nach draußen und alarmierte den schlafenden Nachtportier.

Als der schließlich mit einem Gummiknüppel bewaffnet die Leichenkammer betrat, war der Tote verschwunden. So, als hätte es ihn nie gegeben.

Selbst seine Habseligkeiten hatte er mitgenommen.

»Das verstehe, wer will«, flüsterte der alte Joe und mußte sich setzen, da seine Knie auf einmal weich wie Pudding wurden.

Wendell Carson jedoch hatte sich in einer Nische verborgen gehalten und kletterte nun, nachdem der Portier sein Häuschen verlassen hatte, über das Gitter.

Sein nächstes Ziel war der Flughafen. Sakuro, der Dämon, hatte ihn nach Ägypten gerufen.

Er würde diesem Befehl folgen…

***

John Sinclair wußte von Sheila Hopkins, welchen Weg Dr. Randons

Expedition damals genommen hatte. Ferner war dem Mädchen auch bekannt, in welchem Hotel die Männer in Sakarrah übernachtet hatten.

Das Hotel hieß Mahib und war angeblich das beste Haus im Ort. Es lag in der Stadtmitte, direkt an der Hauptstraße.

Sheila, John und Bill hatten sich am Bahnhof einem altersschwachen Taxi anvertraut, das sie bis vor den Hoteleingang fuhr.

Der Kasten besaß fünf Stockwerke und schien auch aus der altägyptischen Zeit zu stammen.

John bezahlte den Driver mit englischer Währung, was diesem ein freudiges Grinsen entlockte.

Es gab eine kleine Hotelhalle mit einem zerkratzten Holzpult als Rezeption. Ein alter Mann mit einem ehemals weißen Turban auf dem Kopf und einem fleckigen Anzug um den dünnen Körper saß auf einem Stuhl und schlief. John schlug auf die Klingel.

Der Alte schreckte hoch, rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah die Neuankömmlinge mißtrauisch an. »Wir hätten gern drei Zimmer«, sagte John. Er sprach Englisch.

Zum Glück konnte der Alte ein paar Brocken. »Geht nicht«, fistelte er. »Wir haben nur noch ein Doppel- und ein Einzelzimmer.«

John blickte Bill Conolly an. »Machen wir es so?«

»Klar.«

Der Inspektor wandte sich wieder an den Alten. »Gut, denn geben Sie uns, was da ist. Was kostet es?«

Der Alte nannte den Preis.

John bezahlte für eine Woche im voraus.

Die Zimmer lagen im zweiten Stock. Einen Lift gab es in dem Haus nicht. Wäre auch sehr verwunderlich gewesen.

Ein Bad im Zimmer gab es auch nicht. Nur jeweils eine Etagendusche.

»Ich lasse Ihnen natürlich den Vortritt, Sheila«, sagte Bill Conolly.

»Nein, vielen Dank. Aber duschen Sie mal zuerst, Bill. Ich möchte mich etwas hinlegen.«

»Wie Sie wünschen.«

Die Einrichtung der Zimmer bestand aus einem Metallbett und einem wurmstichigen Schrank. Das Doppelzimmer hatte die Betten übereinanderstehen. Beste aus ehemaligen Armeebeständen.

Bill Conolly verzog sich unter die Dusche.

John setzte sich auf die Bettkante und rauchte eine Zigarette. Während er dem blauen Qualm nachsah, sortierte er seine Gedanken.

Morgen früh wollten sie zu der Pyramide aufbrechen. Mit einem Jeep war das zwei Stunden Fahrt. Sheila Hopkins hatte sich bisher gut gehalten. Sie hatte keinen weiteren Anfall mehr bekommen. Im Gegenteil, sie schien fast wieder so zu sein wie früher.

John drückte die Zigarette aus und trat ans Fenster. Draußen wurde es langsam dunkel. Sie waren von Kairo aus fast einen ganzen Tag mit dem Bummelzug unterwegs gewesen, und die Hitze hatte ihnen verdammt zugesetzt.

In den Räumen lastete eine unerträgliche Schwüle. Von draußen drang der Lärm der Hauptstraße nach oben. Irgendwo in der Ferne rief ein Muezzin mit klagender Stimme zum Gebet.

Bill Conolly kam zurück und schimpfte über die Dusche.

»Hast du was anderes erwartet?« erkundigte sich John.

»Eigentlich ja.«

»Optimist.«

Während Bill in ein frisches Hemd schlüpfte, fragte er: »Hast du heute abend noch was vor?«

»Ich wollte mir eigentlich ein wenig die Stadt ansehen. Und mal so herumhorchen. Vielleicht kann ich etwas erfahren.«

»Brauchst du mich dazu?«

»Nein, nein, Bill«, lachte John. »Leg dich ruhig aufs Ohr. Du versäumst nichts.«

»Ich hau' mich auch hin. Bin nämlich hundemüde.«

John hatte bereits die Türklinke in der Hand. »Dann bis später.«

»Viel Vergnügen.«

Als John nach unten kam, wieselte ihm der dürre Portier entgegen. Der Kerl stank jetzt richtig bösartig nach Knoblauch. Naja, kommen wenigstens keine Vampire, dachte John mit bissigem Humor.

»Wünschen der Gentleman eine Frau? Ein Mädchen vielleicht? Ganz jung, wunderbar.« Der Alte schürzte die Lippen.

»Keines von beiden«, sagte John Sinclair. »Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe.«

Der Portier vollführte einen Bückling und verzog sich.

Draußen war es schon dunkler geworden. Die Autos fuhren mit Licht, und ein paar Geschäfte hatten ihre spärlich vorhandene Beleuchtung eingeschaltet.

John wandte sich nach links in Richtung Altstadt. Er mußte an die Warnungen denken, die man ihm oft gesagt hatte. »Gehen Sie nie als Europäer allein in die arabischen Viertel. Die Messer sitzen dort verflixt locker.« Aber das galt wohl mehr für die Hafenstädte wie Tanger oder Tunis.

Schon bald quetschte sich John durch die engen Gassen. Es herrschte so viel Betrieb, daß man kaum den festgetrampelten Lehmboden sehen konnte. Vor den niedrigen Steinhäusern rechts und links der Gassen saßen Händler und boten laut schreiend ihre Waren an. Man konnte alles bekommen. Angefangen von Datteln und Feigen bis zu wirklich wunderschönem Schmuck und Töpferwaren. John Sinclair war nahe daran, seine eigentliche Aufgabe zu vergessen, so sehr faszinierte ihn

diese fremdartige Umgebung.

Zwangsläufig wurde John von dem Menschenstrom weitergeschoben, in immer engere Gassen und Winkel hinein.

Plötzlich faßte eine knochige Hand nach seiner rechten Schulter. Der Inspektor wandte sich um und sah, daß die Hand aus einem Perlenvorhang hervorlugte, hinter dem bei genauerem Hinsehen auch ein Gesicht zu erkennen war.

»Ich bin Farah, die Wahrsagerin«, hörte John eine zischelnde Stimme. »Komm in mein Haus, Fremder. Ich werde dir die Zukunft aus der Kugel lesen.«

John wußte selbst nicht, weshalb er hineinging. Vielleicht weil ihn das Mystische, das Okkulte schon von Berufs wegen interessierte.

Mit leisem Klirren schlug der Perlenvorhang hinter dem Inspektor zu. John befand sich in einem Raum, in dem ein offenes Feuer brannte. Der dünne Rauch zog oben in der Decke durch ein Luftloch ab.

John hatte das Gefühl, als wäre er in eine andere Welt gekommen. Der Lärm von draußen war nur noch gedämpft zu hören. Ein süßlicher Geruch kitzelte Johns Nase. Das Feuer brachte genügend Helligkeit, um die Frau, die John ins Haus gezogen hatte, besser erkennen zu können.

Sie war uralt. Runzeln und Falten bedeckten ein Gesicht, in dem nur die Augen klar und scharf blickten. Die Alte trug ein dunkles Gewand mit dreiviertellangen Ärmeln, aus denen dünne Arme und gichtgekrümmte Hände hervorschauten. »Komm zu mir«, wisperte die Alte mit einer Fistelstimme. »Die alte Farah wird dich in die Zukunft sehen lassen.«

Seltsamerweise beherrschte die Greisin die englische Sprache. John Sinclair folgte der Alten in eine Ecke des Raumes, in der ein Tisch und zwei Stühle standen.

Auf der Tischplatte stand eine buntschillernde Glaskugel. »Setz dich, Fremder.« John gehorchte.

Die Alte nahm ihm gegenüber Platz und betrachtete den Inspektor stumm. Schließlich sagte sie: »Du hast gute Augen, Fremder. Es gibt nur noch wenige Menschen, die gute Augen haben. Laß dir das von der alten Farah gesagt sein. Ich habe schon viel in meinem Leben gesehen, und ich sehe auch in die Zukunft. Merke dir eins, mein Sohn, die alte Farah weiß alles. Gib mir deine Hand.«

John, der bisher noch keinen Ton gesagt hatte, schob seinen Arm über die Tischplatte. Die Alte faßte sein Handgelenk mit unerwartet festem Griff. Sie starrte auf die Linien in Johns Handfläche und murmelte Worte in einer unbekannten Sprache.

Dann sah sie den Inspektor fest an. »Deine Linien deuten auf ein gefahrvolles Leben hin.« flüsterte sie. »Der Tod und die Geister sind oft deine Begleiter. Sei auf der Hut, denn deine Gegner sind stark, sehr

stark.«

Die Alte ließ Johns Hand los und blickte in die Kugel.

»Ich sehe Gestalten. Gräßliche Wesen aus der Finsternis auf dich zukommen. Sie wollen dich vernichten. Du bist gezwungen, gegen sie zu kämpfen.« Die Stimme der Frau steigerte sich, wurde schrill. »Du wirst…« Die Alte stockte.

»Was werde ich?« fragte John, der naßgeschwitzt war.

»Ich weiß es nicht. Es ist auf einmal weg. Ganz plötzlich war es nicht mehr da. Ich sehe nichts mehr. Du bist ein besonderer Mann, Fremder. Wer bist du? Nenne mir deinen Namen.«

»Was machst du? Ich habe böse Geister und Dämonen gesehen. So etwas ist mir erst zweimal in meinem langen Leben passiert. Das erstemal vor fast 40 Jahren, und das zweite Mal vor ein paar Monaten.«

»Vor ein paar Monaten?« John horchte auf. »Ja. Es war ein Professor bei mir. Ein sehr gebildeter Mann.«

»Hieß der Professor etwa Brandon?«

Die Alte sah John überrascht an. »Ja, so war sein Name. Aber woher kennst du ihn?«

»Der Professor ist tot«, erwiderte John. »Er ist auf unerklärliche Weise gestorben. Ich will das Rätsel seines Todes aufklären.«

Die Alte sah John mit starrem Blick an. »Hüte dich«, sagte sie leise, »du begibst dich in eine große Gefahr. Der Professor wollte nicht auf meine Warnungen hören. Er hat mich ausgelacht, als ich ihm sagte, er solle nicht in den Tempel gehen. Doch er wollte Sakuro besiegen, hat nicht an den gräßlichen Fluch gedacht. Sein Tod ist keine Überraschung für mich. Ich hatte ihn schon vorausgesehen. Deshalb höre auf meine Worte, junger Mann. Geh nicht zu dieser Grabstätte! Der Fluch wird auch dich treffen.«

John schüttelte den Kopf. »Ich muß aber hin. Ich kann nicht anders. Es gehört zu meiner Aufgabe.«

»Ich verstehe dich nicht.« John Sinclair erklärte ihr die Zusammenhänge.

Farahs Gesicht verdüsterte sich. Hinzu kam noch der zuckende Feuerschein, der wirbelnde Schatten auf ihr Antlitz zauberte.

»Trotzdem«, sagte die Alte, nachdem John geendet hatte. »Kehre um, geh nicht zu dem Grabmal. Denke daran, was dem Professor passiert ist. Es sollte dir als Warnung dienen.«

»Ich kann nicht mehr zurück«, erwiderte John Sinclair.

»Aber Sakuro ist stärker. Er kommt aus dem Dämonenreich. Wie willst du ihn besiegen?«

»Ich weiß es noch nicht. Außerdem muß ich das Mädchen aus seinem Einfluß befreien.«

»Ich sehe schon, ich kann dich nicht umstimmen«, sagte die alte

Farah. »Ich will dich aber auch nicht ungeschützt in dein Verderben rennen lassen. Warte hier auf mich. Ich bin in wenigen Minuten wieder da.«

Die Alte stand auf und verschwand durch einen zweiten Perlenvorhang. Es dauerte noch nicht einmal zwei Minuten, da war sie schon wieder zurück. Sie hielt etwas in der Hand, was John noch nicht genau erkennen konnte. Ganz dicht trat die alte Farah an John heran. Sie öffnete ihre Finger, und John sah ein ovales Amulett auf ihrem Handteller liegen.

»Nimm dies«, sagte die Wahrsagerin mit leiser Stimme. »Es ist ein Amulett, das sich schon seit Jahrhunderten im Besitz unserer Familie befindet. Ich habe es noch nie einem Fremden gezeigt. Du bist der erste, der es sieht und dem ich es geben werde. Es wird dich schützen vor den Mächten der Finsternis. Paß gut darauf auf. Verlier es nicht. Es ist wertvoller als alle Schätze dieser Welt! Nimm es.«

John faßte das Amulett vorsichtig an. Es war für seine Größe ziemlich schwer, beste Silberarbeit. Auf der einen Seite konnte John rätselhafte Zeichen und kleine, ineinander verschlungene Figuren erkennen. Auf der anderen Seite entdeckte John eine Götzenfigur.

»Das ist Ra, der König der Sonne«, klärte ihn die Alte auf. »Er wird siegen über die Mächte der Finsternis. Aber nun häng das Amulett um deinen Hals, und nimm es nie ab.«

John zog die kleine silberne Kette, die an einer Öse an der Oberseite des Amuletts hing, auseinander. Wenig später baumelte der seltsame Talisman vor seiner Brust. John bedankte sich bei der alten Farah und fragte nach dem Preis. Doch die Wahrsagerin lehnte ab. Sie bat John nur noch einmal um einen Besuch. Der Scotland-Yard-Inspektor versprach, vorbeizukommen. Draußen empfing ihn wieder die brodelnde, lärmerfüllte Altstadt. John fand sein Hotel relativ schnell. Trotzdem war es schon bald Mittemacht, als er die kleine Hotelhalle betrat.

Hinter der Rezeption stand immer noch der gleiche dürre Kerl. Es war sogar ein neuer Gast eingetroffen. Ein noch junger Mann. Ebenfalls Engländer.

John hörte, wie der Portier den jungen Mann nach seinem Namen fragte.

»Ich heiße Wendell Carson«, sagte dieser…

***

John Sinclair, der schon halb auf der Treppe stand, zuckte wie unter einem Peitschenschlag zusammen.

Wendell Carson! Dieser Name hatte ihn förmlich elektrisiert. Genauso hieß der Student, der zu Dr. Brandons Expedition gehört hatte.

Der Portier bemerkte Johns Zögern. »Ist irgend etwas, Mr. Sinclair?«
»Nein, nein.«
John stieg weiter die Stufen hoch. Einmal blickte er sich noch kurz um und sah, daß Wendell Carson ihm nachstarrte.
John ging hinter dem ersten Treppenansatz in Deckung und wartete ab.
Schon bald hörte er Wendell Carson die Treppe hochkommen.
John huschte in den Flur der ersten Etage und stellte sich in eine Türnische.
Er ließ den Studenten vorbeigehen und schlüpfte erst dann wieder aus seiner Deckung.
Ein Stockwerk höher betrat Wendell Carson den Flur, in dem die Zimmer lagen.
Sieh mal an, dachte John. Es waren also doch noch mehr Räume frei.
Er wartete ab, bis die Tür klappte. Dann huschte er auch zwei Treppenabsätze höher.
Oben auf dem Flur brannte wie auch in den anderen Etagen nur eine trübe Lampe. Der Schein reichte kaum aus, um die Zimmernummern erkennen zu können.
Unter einem Türspalt entdeckte John einen schmalen Lichtstreifen. Das mußte Carsons Zimmer sein. Es war das erste auf der rechten Seite.
Der Inspektor überlegte, ob er den jungen Mann zur Rede stellen sollte, doch er entschied sich dann, es auf morgen zu verschieben.
John Sinclair ging zurück in sein Zimmer. Bill schlief den Schlaf des Gerechten.
John setzte sich auf die Bettkante und betrachtete im Licht seiner kleinen Kugelschreiberlampe nachdenklich das Amulett.
Ob es ihm helfen würde?
Langsam wurde John Sinclair müde und war plötzlich eingenickt.
Das häßliche Knarren einer Tür weckte ihn schlagartig auf. Jemand hatte sein Zimmer verlassen und war auf den Gang getreten. Aber wer? Wendell Carson? Durchaus möglich.
John ließ die Lampe wieder in die Tasche gleiten, war mit zwei Schritten an der Zimmertür und zog sie einen Spalt auf.
Mit einem Auge lugte John in den Gang.
Er hatte richtig getippt. Wendell Carson hatte sein Zimmer verlassen.
Er schlich auf Zehenspitzen über den Gang und blieb vor einer anderen Tür stehen.
Vor Sheila Hopkins' Zimmertür!
John, der von Wendell Carson nur den Rücken sah, erkannte, daß der junge Mann den Arm hob, um an Sheilas Tür zu klopfen.
Dreimal drang das hohle Pochen an Johns Ohr.
»Miß Hopkins«, flüsterte Carson. »Miß Hopkins. Hören Sie mich?«

»Einen Augenblick«, vernahm John wenig später Sheilas Stimme. Und dann: »Wer ist denn da?«

»Wendell Carson.«

Ein erstickter Schrei folgte.

»Ich muß Sie sprechen, Miß Hopkins. Unbedingt. Ich habe unten im Anmeldebuch Ihren Namen gelesen, öffnen Sie. Bitte!«

Es dauerte noch einige Sekunden, ehe der Schlüssel herumgedreht wurde.

Dann stand Sheila Hopkins auf der Türschwelle. Das Mädchen trug über ihrem langen Nachthemd einen dunkelroten Morgenrock.

Wendell Carson schlüpfte in den Raum, und Sheila schloß die Tür sofort wieder ab.

John interessierte sich natürlich brennend dafür, was Carson Sheila Hopkins mitzuteilen hatte. Deshalb klopfte er nur wenig später gegen die Tür des Mädchens.

»Machen Sie auf, Miß Hopkins! Ich bin es. John Sinclair.«

»Ja, natürlich. Einen Moment noch.«

»Sie brauchen Mr. Carson erst gar nicht zu verstecken. Ich weiß sowieso, daß er bei Ihnen ist.«

John hörte rasche Schritte, und dann wurde die Tür geöffnet.

Wendell Carson lehnte an der Wand. Er hatte die Hände in seine Hosentaschen geschoben und machte ein trotziges Gesicht. John fiel die unnatürliche Blässe auf, die trotz der mäßigen Beleuchtung zu erkennen war.

»Mr. Carson ist ein Bekannter von mir«, versuchte Sheila zu erklären.

»Ich weiß«, winkte John ab. »Ich kenne seinen Namen aus den Akten. Außerdem habe ich versucht, ihn in London zu erreichen, aber Mr. Carson war nicht aufzufinden. Einfach spurlos verschwunden. Und hier trifft man sich wieder. Seltsam, nicht?«

»Was erlauben Sie sich?« regte sich der junge Mann auf. »Wer gibt Ihnen überhaupt das Recht, sich in meine persönlichen Angele…«

»Mr. Sinclair ist von Scotland Yard.« sagte Sheila schnell.

»Na und? Wir sind hier in Ägypten und nicht in England.«

»Wenn ich ein Verbrechen verhindern kann, spielen internationale Grenzen keine Rolle«, erwiderte John. »Und Sie, Mr. Carson, werden mir jetzt einige Fragen beantworten.«

»Ich denke gar nicht daran.«

»Aber Wendell«, mischte sich Sheila ein. »Es geht hier um Kenneth. Wir wollen wissen, was mit ihm geschehen ist. Ihr beide ward gute Freunde. Du mußt doch auch an seinem Schicksal interessiert sein.«

»Vielleicht ist er’s gar nicht«, sagte John leise.

Wendell Carson bleckte die Zähne. Innerhalb von Sekunden wurde sein Gesicht zur häßlichen Fratze.

»Wendell!« rief Sheila erschreckt.

Der junge Mann löste sich von der Wand und ging langsam auf Sheila zu, die ängstlich zurückwich.

John Sinclair ahnte schon, was kommen würde. Er sprang blitzschnell zwischen die beiden.

»Mit dir werde ich auch fertig«, zischte Carson. »Menschen können mir nichts mehr anhaben. Ja, ihr habt richtig gehört. Ich bin kein Mensch mehr. Ich bin Sakuros Diener. Der Diener eines Dämons. Genau wie Kenneth. Und ich werde euch mitnehmen in unser Reich.«

Wendell Carson streckte seinen Arm vor, um John zu packen.

Im gleichen Augenblick drosch der Inspektor seine Handkante auf Carsons Gelenk.

Der Schlag hätte einem normalen Menschen den Arm gebrochen. Nicht bei einem Dämon.

Es war, als ginge der Hieb durch Carsons Arm hindurch.

Erst jetzt spürte John die eisige Kälte, die ihm schon einmal zu schaffen gemacht hatte.

Hinter sich hörte er Sheila Hopkins flüstern: »Komm, Wendell, bring mich zu Kenneth. Schnell.«

Und dann geschah das Unfaßbare. Wendell Carson ging einfach durch John Sinclair hindurch. So, als wäre der Inspektor gar nicht vorhanden.

John merkte, wie die Kälte von unten her in seine Beine kroch, wie sie seine Knie erreichte, höher stieg…

Er war dem Dämon wehrlos ausgeliefert. Er würde genau wie die anderen in eine totenähnliche Starre verfallen, aus der ihn nur Sakuro selbst befreien konnte.

Jetzt hatte die Kälte bereits seine Hüften erreicht.

Hinter seinem Rücken stöhnte Sheila Hopkins auf. Welch grausames Spiel trieb der Dämon mit ihr?

Noch konnte er seine Arme bewegen.

Mit einem Ruck riß er sich das Hemd auf, packte die Kette und zog sie über den Kopf.

»Sieh her, Carson«, stöhnte John Sinclair und ließ das Amulett an seiner ausgestreckten rechten Hand baumeln.

Hinter ihm ächzte Carson auf.

John schwang das Amulett hin und her und spürte auf einmal, daß er sich wieder frei bewegen konnte.

Blitzartig war die Kälte verschwunden.

John wandte sich um, hielt das Amulett jetzt in der offenen Handfläche.

Wendell Carson wand sich am Boden.

Mit aufgerissenen Augen stierte er auf das Zeichen in Johns Hand.

Schritt für Schritt ging John Sinclair auf den Dämon zu.

»Nein«, flüsterte Carson und versuchte sein Gesicht hinter den

angewinkelten Armen zu verbergen.
Doch John Sinclair kannte keine Gnade.
Er zog den Dämon zu sich heran, dessen Macht nun jetzt gebrochen war.
Dann drückte er das Amulett gegen Wendell Carsons Brust.
»Aaahhh!« Ein gräßlicher Aufschrei gellte durch das kleine Zimmer.
John Sinclair lief ein eiskalter Todeshauch den Rücken hinunter.
Das Amulett brannte sich wie ein heißes Eisen in der Brust des Dämons ein.
Der Dämon sank zurück.
Kleine, bläulich zuckende Flammen sprangen plötzlich aus seinem Körper, hüllten ihn ein wie ein Kranz.
Wendell Carson verbrannte in dem Höllenfeuer.
Als John Sinclair sich umwandte, sah er Bill Conolly und den Portier im Türrahmen stehen.
Sheila Hopkins lag auf dem Boden und hatte beide Hände gegen ihre Ohren gepreßt.
»Mein Gott, John. Was war das?« flüsterte Bill Conolly.
»Du hast soeben den Tod eines Dämons miterlebt«, erwiderte John leise.
»Ich… verstehe nicht.«
»Sheila hatte Besuch. Von einem gewissen Wendell Carson, der auch zu der damaligen Expedition gehört hat.«
»Und… er war…?«
»Ja, er war ein Dämon.«
»Mir ist das unbegreiflich«, stöhnte Bill.
»Ich werde gleich versuchen, dir eine Erklärung zu geben. Aber zuerst müssen wir uns um das Mädchen kümmern.«
Sheila Hopkins war immer noch vollkommen fertig. John und Bill legten sie auf das Bett.
»Holen Sie Kognak!« herrschte John den kreidebleichen Portier an.
»Sofort, sofort.«
Bill Conolly deutete auf Johns Hand. »Was ist das denn?«
»Ein Amulett. Ich habe es heute abend von einer alten Wahrsagerin bekommen. Es hat mir das Leben gerettet. Die Alte hatte mir gesagt, daß dieses Amulett vor Geistern und Dämonen schützt. Sie hatte recht.«
Der Portier kam mit einer halbleeren Flasche Kognak zurück.
»Geben Sie her«, sagte John. »Und dann lassen Sie uns allein.«
Der Portier dienerte rückwärtsgehend aus dem Raum. John Sinclair flößte Sheila ein wenig von dem Getränk ein. Es half. Das Girl öffnete die Augen. Tief atmete sie durch.
Verwirrt blickte Sheila auf die beiden Männer. »Was ist nur so plötzlich geschehen?« fragte sie leise. »Wendell Carson, was ist mit

ihm passiert? Warum hat er so gräßlich geschrien? Mehr habe ich nicht mitbekommen.«

»Wendell Carson ist tot. Er war ein Dämon«, sagte John.

Sheila Hopkins begann plötzlich zu weinen. »Dann ist Kenneth auch verloren«, stieß sie schluchzend hervor.

»Ja«, sagte John leise. Er ließ das Mädchen weinen.

»Was muß sie nur durchgemacht haben!« meinte Bill Conolly mitfühlend. »Und was wird noch alles auf sie zukommen. Aber du bist mir eine Erklärung schuldig, John.«

»Gut. Ich kann mir nur vorstellen, daß dieser Sakuro die Menschen in einen Scheintod versetzt, aus dem nur er allein sie aufwecken kann. Sie sind praktisch seine Sklaven.«

»Möglich ist alles«, erwiderte Bill. »Nur, weshalb mußte Dr. Branden sterben, wenn er doch auch Sakuro gehörte.«

»Ich weiß es nicht. Noch nicht«, schränkte John ein.

»Du willst trotz allem, was passiert ist, in die Pyramide?« erkundigte sich der Reporter.

»Natürlich.«

»Und Sheila?«

»Ist meiner Meinung nach bei uns am sichersten.«

Bill zuckte die Achseln. Was er heute gesehen hatte, war schon dicht an der Grenze gewesen.

Und dabei war dies erst der Anfang.

Es sollte noch viel schlimmer kommen…

***

Die Pyramide lag abseits der normalen Touristenstraßen.

»Es ist besser, wenn wir einen Jeep nehmen«, hatte Sheila Hopkins vorgeschlagen. »Dr. Brandon und sein Team sind damals auch mit solch einem Wagen zu der Grabstätte gefahren.«

Das Mädchen war wieder gut in Schuß. Sie hatte sogar die restlichen Stunden der Nacht geschlafen.

Den Jeep besorgte am anderen Morgen John Sinclair. Außerdem eine Karte der näheren Umgebung sowie tropenmäßige Kleidung und Pechfackeln. Diese nur als Sicherheit, falls die Taschenlampen ausfielen.

Der Weg zur Pyramide wurde, als sie die Straße verlassen mußten, beschwerlich.

Der Jeep ackerte über handtuchbreite Feldwege, die zumeist aus Sand und losem Geröll bestanden.

John, der hinter dem Lenkrad saß, fluchte das Blaue vom Himmel herunter.

Es war jetzt schon unerträglich heiß. Gnadenlos brannte die Sonne auf die Einöde. Das Wasser lief Sheila und den beiden Männern nur so

am Körper herunter.
»Wie weit ist es noch«, fragte John den neben ihm sitzenden Bill Conolly.
Der Reporter blickte auf die Karte. »Meiner Schätzung nach 15 Meilen, wenn man dieser Zeichnung hier glauben kann.«
Noch 15 Meilen Schüttelei. Ein hartes Stück Arbeit. John schaltete einen anderen Gang ein und biß die Zähne zusammen.
Sheila, die auf dem Rücksitz saß, wurde am meisten durchgeschüttelt. Doch das Mädchen hielt sich tapfer.
»Ob wir Kenneth noch retten können?« fragte sie plötzlich.
»Hoffnung besteht immer«, erwiderte John, trotzdem er selbst nicht daran glaubte.
Am Horizont im Westen waren die Kegel einiger Pyramiden zu sehen. Dorthin führte auch eine Straße.
»Warum wird unsere Pyramide eigentlich nicht von Touristen besucht?« fragte Bill die hinter ihm sitzende Sheila.
»Soviel ich weiß, ist das Grabmal verflucht. Selbst Einheimische trauen sich nicht in dessen Nähe. Kenneth sagte mir mal, daß die Menschen manchmal einen Rauchpilz über der Pyramide gesehen haben. Es hieß dann, die Götter seien wieder auf die Erde gekommen. Schrecklich, diese Vorstellung.«
Die weitere Fahrt verlief schweigend. Der Jeep gab sein Bestes, quälte sich verbissen durch oft knietiefen Sand.
Schließlich tauchte die gesuchte Pyramide in der Ferne auf.
»Hoffentlich ist das keine Fata Morgana«, brummte Bill.
Es war keine…
Das Grabmal wurde immer größer, und schließlich konnte man sogar schon die Figuren vor dem Eingang erkennen.
Es waren Statuen der altägyptischen Götter. In Stein gehauen und haushoch standen sie wie ein drohendes Mahnmal.
John schaltete den Motor aus. Blubbernd kam der Jeep zum Stehen.
Die nachfolgende Stille war direkt unheimlich. Kein Lufthauch regte sich in der hitzeflirrenden Luft. Selbst der heiße Wind, der meist in der Wüste weht, schien sich gelegt zu haben.
John stieg als erster aus dem Wagen. Seine Gelenke waren steif vom langen Sitzen. Ein paar Lockerungsübungen machten ihn jedoch schnell wieder fit. Langsam ging er auf die in Stein gehauenen Götzenfiguren zu. Der Sand knirschte leise unter seinen Fußsohlen.
»Wo ist denn hier der Eingang?« hörte er Bill hinter sich fragen.
»Wir stehen direkt davor.«
»Wie?«
John streckte die Hand aus. »Sieh dir den mittleren Quader an. Das ist das Tor.«
»Wie sollen wir den denn wegschieben?«

»Sie brauchen nur an der richtigen Stelle zu drücken, dann ist es kein Problem«, erklärte Sheila.

»Kennen Sie die Stelle?«

»Nein, aber sie ist leicht zu finden.«

»Na, ich weiß nicht.«

Inzwischen hatte John schon damit begonnen, den riesigen Quader abzutasten. Sicher, der Stein maß in der Höhe bald vier Yards, aber John ging von der Überlegung aus, daß der Öffnungsmechanismus in normaler Körperhöhe zu finden sein mußte. Denn irgendwie mußten die Menschen früher in die Pyramide gelangt sein. Gemeinsam tasteten sie Zoll für Zoll die untere Hälfte des Quaders ab. Schließlich schrie Sheila auf. »Ich hab’s.«

Tatsächlich. Sie hatte einen kleinen Spalt in der fast glatten Felswand entdeckt und lehnte sich nun gegen den Quader. Fast lautlos schwang der Stein zur Seite. Eine dunkle Öffnung wurde sichtbar.

Bill lief zum Jeep und holte die Fackeln. Die anderen Sachen hatten sie schon bei sich. John schlüpfte als erster in das Innere der Pyramide. Muffige, aber kühle Luft empfing ihn, John wußte aus Berichten, daß die Pyramiden irgendwo kleine Schächte hatten, durch die Luft eindringen konnte. Der Inspektor knipste die Lampe an, die an seiner Brust baumelte. Der Lichtstrahl fraß sich in die totale Finsternis und riß Fledermäuse aus ihrem Schlaf. Aufgeregt flatterten sie um die Köpfe der Menschen. Sheila Hopkins duckte sich ängstlich.

Bill und das Mädchen hatten jetzt auch ihre Lampen eingeschaltet. Die scharfgebündelten Strahlen erhellten einen relativ breiten Gang, der schnurgerade in das fast unerforschte Innere der Pyramide führte.

Der große Quader war wieder in seine ursprüngliche Lage zurückgeglitten. John holte ein Päckchen Streichhölzer aus der Tasche. Das Ratschen des Zündholzes an der Reibfläche klang in der lastenden Stille doppelt laut.

Die kleine Flamme flackerte unruhig hin und her.

»Von irgendwo kommt Luft«, sagte Bill. Seine Stimme klang seltsam hohl und rief bei Sheila eine Gänsehaut hervor.

Das Zündholz verlosch.

»Weiter«, sagte John.

Hintereinander schlichen sie den Hauptgang entlang. Sheila Hopkins ging in der Mitte.

Nach einigen Minuten wurde der Gang schmaler und gabelte sich schließlich.

»Wohin?« fragte Bill Conolly.

»Wir gehen nach rechts«, entschied John.

Schritt für Schritt drangen sie weiter vor. Das Licht der Lampen huschte über die Wände und riß allerlei Malereien und in Fels gehauene Fabelwesen aus der Dunkelheit.

»Eine Fundgrube für die Wissenschaft«, flüsterte Sheila.
Auf einmal wurde der Gang wieder breiter, und dann versperrte plötzlich eine Wand den weiteren Weg.
»Mist«, knurrte Bill. »Hätten doch lieber nach links gehen sollen.«
John tastete die Wand ab. Sie war glatt wie ein Kieselstein.
»Wieder zurück«, sagte Bill.
Plötzlich griff Sheila nach seinem Arm. »Mr. Sinclair. Hören Sie nichts?«
John konzentrierte sich, atmete mit offenem Mund.
Er blickte Sheila an. »Tut mir leid, ich kann nichts feststellen. Du vielleicht, Bill?« Der Reporter schüttelte den Kopf.
»Aber Mr. Sinclair. Sie müssen es doch hören. Dieses Singen. Die berauschende Musik. Sie ist herrlich, wunderbar. Ich muß zu ihr. Ich muß dorthin, woher das Singen kommt.« Das Mädchen rannte los.
»Sheila!« schrie John. Sie hörte nicht.
»Verdammt«, fluchte der Inspektor und rannte dem Girl nach. Er hatte Sheila Hopkins schnell eingeholt, riß sie an der rechten Schulter zurück.
Sheila Hopkins wehrte sich. Sie schlug mit beiden Fäusten nach John und traf ihn auf die Oberlippe.
Der Inspektor lockerte seinen Griff. Sheila nutzte diese Chance und rannte weg. »Kenneth, ich komme!« rief sie. »Ich komme!«
John durfte das Mädchen jetzt nicht ohne Schutz lassen. Mit Panthersätzen hetzte er hinter ihr her.
Noch drei, zwei Yards, dann hatte er sie. Im gleichen Augenblick war Sheila verschwunden.
John Sinclair verdankte es nur seinem Instinkt und Reaktionsvermögen, daß es ihm nicht so ging wie Sheila Er sah das Loch im Boden im letzten Moment.
Der Inspektor stieß sich ab, hechtete über das Loch hinweg und verwandelte den Sprung in eine Rolle vorwärts.
Sheilas gellender Schrei brannte ihm dabei in den Ohren. John war sofort wieder auf den Beinen. Zum Glück besaß die Lampe bruchsicheres Glas und funktionierte demnach genau wie vorher. »Sheila!« rief John.
Doch da war keine Sheila Hopkins mehr. Und auch keine Falltür. Nur der glatte Boden. John wischte sich über die Stirn. »Ich spinne doch nicht«, murmelte er.
Er bückte sich und untersuchte die Stelle, an der Sheila verschwunden war. Ohne Erfolg.
John biß sich auf die Lippen. Sakuro hatte seinen ersten Sieg errungen. Mit schnellen Schritten ging John Sinclair den Gang zurück. Er mußte jetzt erst mit Bill Conolly zusammen das Mädchen suchen. »Bill!« schrie er. »Komm!«

Doch Bill Conolly antwortete nicht.
Schließlich hatte John die Stelle erreicht, wo der Gang zu Ende war.
»Bill?«
Keine Antwort.
Der Reporter war verschwunden!
John spürte, wie sich sein Magen zusammenzog. Er hatte auf einmal das Gefühl, daß diese Pyramide sein Grab werden könnte.
Die weiteren Ereignisse bestärkten ihn darin, denn plötzlich hörte er eine dröhnende Stimme.
»Sakuro holt sie alle – alle – alle…«
Das Echo der unheimlichen Stimme geisterte durch die Gänge und ließ eine eiskalte Gänsehaut über John Sinclairs Rücken rieseln…

***

Dunkelheit!
Drohende, grauenhafte Dunkelheit.
»Ich will hier raus«, flüsterte Sheila Hopkins tränenerstickt. »Ich will hier raus, ich will…«
Ihre Stimme versagte.
Die zurückliegenden Ereignisse fielen Sheila wieder ein. Wie im Zeitraffer sah sie alles noch mal genau vor sich.
Sie war plötzlich weggerannt. Warum?
Kenneth! Ja, er hatte sie gerufen. Und dann der rasende Fall. Sekundenbruchteile später der Aufprall und die folgende Ohnmacht. Nahmen die Schrecken denn kein Ende?
Sheila stöhnte gequält auf und betastete vorsichtig ihren Körper.
Zum Glück hatte sie sich nichts gebrochen.
Langsam beruhigte sich das Mädchen wieder, konnte endlich normale Gedanken fassen.
Wo waren die anderen?
»Mr. Sinclair, Mr. Conolly!« rief Sheila leise.
Keine Antwort.
Sheila rief noch einmal die Namen ihrer beiden Begleiter.
Wieder ohne Erfolg.
Angst kroch in ihr hoch. Angst, in diesem Loch lebendig zu sterben.
»Licht! Ich will Licht!« flüsterte Sheila und tastete mit fliegenden Fingern nach ihrer Brust.
Die Taschenlampe. Sie war noch da.
Sheila setzte sich auf. Ihr Atem ging schneller, als sie nach dem Schalter suchte, um die Lampe anzuknipsen.
Mit einem leisen »Schnack«, schwang der Schalter zurück und…
Nichts!
Die Lampe brannte nicht.
Für Sheila ging eine Welt unter.

In einem plötzlichen Verzweiflungsanfall riß sie sich die Taschenlampe über den Kopf und warf sie von sich.

Ein heller Strahl stach in den Raum.

Die Lampe brannte.

Irgend etwas mußte sich wohl, als Sheila in die Tiefe gestürzt war, verklemmt haben und hatte sich durch die heftigen Bewegungen wieder gelöst.

Auf allen vieren kroch Sheila Hopkins auf die Taschenlampe zu. Sie nahm sie in beide Hände, als hätte sie Angst, das wertvolle Stück wieder zu verlieren.

Jetzt konnte Sheila Hopkins ihr Gefängnis genauer untersuchen. Sie befand sich in einem Verlies, kaum größer als ein normaler Keller. Die Wände bestanden aus dicken Steinen, in die allerlei Zeichen geritzt worden waren. Langsam ließ Sheila Hopkins die Lampe kreisen. Drei Wände waren nackt. An der vierten Wand stand ein Sarkophag.

Die Lampe zitterte in Sheilas Hand, als sie den Steinsarg anleuchtete. Das Mädchen konnte nicht ahnen, daß vor mehr als 2 000 Jahren Sakuro in diesem Verlies eingemauert worden war. Daß der Sarkophag ihm als letzte Ruhestätte gedient hatte.

Mit unsicheren Schritten ging Sheila auf den Steinsarg zu. Der schwere Deckel war mit Sprüchen und schrecklichen Figuren bemalt, die trotz der langen Zeit noch gut zu erkennen waren.

Das Mädchen leuchtete den Sarkophag Stück für Stück mit der Taschenlampe ab. Ihr fiel auf, daß der schwere Deckel etwas schräg auf dem Unterteil lag. Sollte etwa…?

Sheila trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Ihre Lippen bebten, und eine Gänsehaut strich über ihren Rücken.

Hatte Sakuro von hier aus seinen Rachefeldzug begonnen? Hatte ihn Dr. Branden vielleicht freigelassen? Wenn ja, wie war der Wissenschaftler wieder an die Außenwelt gelangt?

Auf einmal wollte es Sheila genau wissen.

Sie hängte sich die Lampe wieder vor die Brust und griff mit beiden Händen nach dem schweren Deckel.

Sheila setzte ihre gesamte Kraft ein, um den Deckel hochzubekommen. Sie schaffte es nicht.

Erschöpft hielt sie inne. Ihre Lungen arbeiteten wie ein Blasebalg. Die Arme zitterten wie Espenlaub.

Nach einigen Minuten hatte sie wieder soviel Kraft gesammelt, um es erneut zu versuchen.

Diesmal stemmte sie sich gegen den Deckel, wollte ihn von dem Unterteil des Sarkophags schieben.

Das Mädchen keuchte vor Anstrengung. Die Adern traten ihr wie dicke Stränge hervor. Jetzt.

Millimeter für Millimeter bewegte sich der schwere Steindeckel,

rutschte ein Stück an das Fußende des Sarkophages und gab den Blick in das Innere frei. Sheila Hopkins leuchtete in den freigewordenen Spalt. Ein grinsender Totenschädel starrte sie an!

Aufschreiend taumelte Sheila Hopkins nach hinten, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Sie riß beide Hände vor das Gesicht und schrie, schrie, schrie. Doch der Schrecken sollte noch lange kein Ende nehmen.

Durch die gespreizten Finger sah Sheila, wie der schwere Sarkophagdeckel Stück für Stück zur Seite geschoben wurde, das Übergewicht bekam und auf den Boden prallte, wo er in viele Teile zerbrach.

Eine knöcherne Hand schob sich langsam über den Rand des Sarkophags. Der Hand folgte ein Arm, ein Stück Schulter und dann der häßliche Totenschädel. Unendlich langsam stieg ein Skelett aus dem Sarg.

Sheila Hopkins' Schreien war in ein leises Wimmern übergegangen. Langsam sackte das Mädchen in die Knie.

Der Schein ihrer Taschenlampe beleuchtete erbarmungslos die Szene, die sich vor ihren Augen abspielte.

Mit den abgehackten Bewegungen eines Roboters kam das Skelett auf die wehrlose Sheila Hopkins zu.

***

Bill Conolly sah John Sinclair verschwinden.

Der Reporter drehte sich um und machte sich nochmals an die Untersuchung der Wand.

Er fuhr mit seinen Händen über den glatten Stein… und zuckte wie elektrisiert zusammen.

Bills Hände steckten in der Wand!

Der vorher harte Stein war weich wie Pudding geworden.

Der Reporter bekam es mit der Angst zu tun. Er wollte seine Hände aus der breiigen Masse herausziehen, doch die andere Kraft war stärker.

Stück für Stück wurde Bill in die Wand gezogen.

Verzweifelt versuchte sich der Reporter zu befreien, strampelte mit den Beinen, riß sich bald die Arme aus den Gelenken.

Ohne Erfolg.

Die unheimliche Kraft war stärker.

Bill steckte bereits bis zu den Schultern in der Wand, sah die schwarze Drohung jetzt dicht vor seinen Augen.

Bill Conolly verlor die Nerven.

Ein aus höchster Verzweiflung geborener Schrei, der jedoch nach Sekundenbruchteilen schon erstickt wurde, entrang sich seiner Kehle.

Dann war Bills Kopf nicht mehr zu sehen.

Der Reporter verschwand im Schlund der Hölle.

***

»Neiiin!«

In panischer Angst schüttelte Sheila Hopkins den Kopf, als die Knochenfinger des Skeletts ihre Schulter berührten. Eine andere Hand griff in ihr Haar, zog den Kopf zurück.

Sheila starrte genau auf den schrecklichen Totenschädel. Die Taschenlampe brannte immer noch und zeigte jede Einzelheit des Skeletts.

Der Totenschädel näherte sich Sheilas Gesicht, die freie Hand des Skeletts holte zu einem Schlag aus. Da geschah etwas Seltsames.

Eine dröhnende Stimme hallte durch das enge Verlies. Worte in einer Sheila unbekannten Sprache wurden gesprochen. Das Skelett ließ ihr Haar los und zog sich zurück.

Sheila, die alles nur halb mitbekommen hatte, lag auf dem Boden und wimmerte. Sie war mit ihrer Nervenkraft am Ende. Sie hatte mehr durchgemacht, als ein normaler Mensch aushalten kann. »Sheila!« drang wieder diese Stimme an ihr Ohr. »Sheila Hopkins!« Das Mädchen blickte auf… und sah Sakuro.

Der Dämon stand in ihrem Verlies, einen Totenkopf unter den Arm geklemmt. Blut tropfte aus den Augenhöhlen des Schädels.

Sakuro selbst trug einen dunkelroten Umhang. Sein Gesicht, sonst schrecklich anzusehen, war wie aus Stein gemeißelt. Es war das Gesicht eines Asketen. Dunkle, fast schwarze Augen, eine etwas gekrümmte schmale Nase und ein schmallippiger Mund rundeten dieses Bild ab.

»Was, was hat das alles zu bedeuten?« stammelte Sheila.

Sakuro verzog die strichdünnen Lippen. »Ich will es dir erklären, wie ich es auch schon Dr. Brandon gesagt habe. Als man mich vor tausenden von Jahren köpfte, wußte niemand, daß man Sakuro nicht töten kann. Man mauerte mich hier in dieses Verlies ein. Mein Körper vermoderte im Laufe der Zeit, doch mein Geist entschwand, wurde aufgenommen in die Welt der Dämonen, in den Raum zwischen Diesseits und Jenseits. Doch König Xotorez hatte mich damals verflucht, und so konnte ich nur im Reich der Dämonen leben, konnte nicht zurück in die normale Welt. Bis Dr. Brandon kam. Er drang in die Grabkammer ein, machte damit den Fluch wirkungslos und gab mir die Freiheit.«

»Aber dann war Dr. Brandon ja Ihr Retter?«

»Ja, er war es.«

»Und warum haben Sie ihn umgebracht?«

»Er wollte nicht mein Diener sein. Genau wie sein Sohn. Ich habe Dr. Brandon in einen Scheintod versetzt und ihn erst wieder davon erlöst,

als er mit seinem Sarg in die Verbrennungskammer rollte.«
Sheila Hopkins stockte der Atem über soviel Grausamkeit. »Was willst du noch wissen?« fragte Sakuro.
»Und Kenneth. Was ist mit Kennet gesehen?« flüsterte Sheila.
»Noch nichts. Ich habe ihn nur in meine Gewalt gebracht. Genau wie Wendell Carson. Die beiden und Dr. Branden waren die Grabschänder, während die anderen nicht mit in das Innere der Pyramide gegangen sind. Kenneth Brandon ist mein Diener. Genau wie du meine Dienerin sein wirst.«
»Nein!« schrie Sheila. »Niemals!«
Sakuro stieß ein teuflisches Lachen aus. »Du kannst dich nicht wehren. Du bist in meiner Gewalt. Hier unten herrsche ich.«
»Ich bin nicht allein. Ich habe Freunde, die nach mir suchen werden. Sie werden mich finden, und dann…« Sheilas Stimme überschlug sich.
»Deine Freunde sind auch in meiner Gewalt. Sie werden nie mehr als normale Menschen diese Grabstätte verlassen. Sie werden nur noch mir gehorchen.«
»Das glaube ich Ihnen nicht. Das…«
»Ich werde es dir beweisen. Und dann kannst du dich sogar freiwillig entscheiden, ob du meine Dienerin werden willst.«
Sheilas Augen irrten hin und her. Ihr Blick blieb auf dem Skelett haften. Sakuro bemerkte es wohl und sagte: »Mein Urkörper wird jetzt für mich eine andere Aufgabe übernehmen. Er wird einen deiner Begleiter töten.«
»Nein«, hauchte Sheila, »nicht, bitte, nicht. Ich tu alles, was Sie wollen.«
»Wirst du auch meine Dienerin werden?«
»Ich…«
»Ja oder nein.«
»Ja.«
Sakuro lachte zynisch. »Du lügst. Ich spüre es, wenn Menschen lügen. Aber damit rettest du deinen Freund erst recht nicht. Sein Schicksal ist schon bestimmt. Ich werde dich jetzt mitnehmen und dir etwas zeigen, was deinen Entschluß, mir nicht zu dienen, bestimmt ändern wird. Steh auf!«
Sheila gehorchte.
Sakuro trat neben sie und hob die Hand.
Ein Stein im Mauerwerk der Wand begann sich plötzlich zu drehen, gab einen Ausgang frei.
»Geh vor«, sagte Sakuro.
Sheila folgte seinem Befehl.
Der Dämon führte, Sheila durch unzählige Gänge, bis sie in eine große Halle kamen.
In der Halle war es hell. Fackeln, die in eisernen Halteringen an den

Wänden steckten, brannten flackernd.

Sheila Hopkins blickte sich um. Und dann sah sie etwas, was sie nie mehr in ihrem Leben vergessen würde…

***

Die Stille war erdrückend.

John Sinclair hörte seinen eigenen Herzschlag überlaut pochen. Der Inspektor hatte plötzlich das Gefühl, lebendig begraben zu sein.

John löschte die Lampe, konzentrierte sich auf jedes Geräusch. Würde Sakuro kommen, um ihn zu holen?

Und was war mit Bill Conolly geschehen?

Ein schwaches Leuchen erregte Johns Aufmerksamkeit. Es kam von vorn aus dem Gang.

John wartete ab.

Das Leuchten wurde stärker, eine Gestalt schälte sich aus der Dunkelheit.

Ein Skelett!

John glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Er dachte an eine Einbindung, an eine Halluzination.

John Sinclair schloß die Augen, öffnete sie wieder.

John schaltete die Lampe an.

Der Strahl schnitt durch die Dunkelheit und traf die bleichen Knochen des Skeletts. Noch wenige Yards, dann hatte die unheimliche Figur John erreicht. Der Inspektor sah, daß das Skelett etwas in der Hand hielt. Ein silbrig glänzendes Schwert. John wich zurück.

Der Fall des Hexers kam John wieder in den Sinn. Damals hatte er auch gegen Tote kämpfen müssen.

Das Skelett hob den knochigen Arm mit dem Schwert. Es war klar, daß es John den Schädel spalten wollte. Das Schwert sauste durch die Luft.

John Sinclair wich gedankenschnell zur Seite. Das tödliche Instrument verfehlte ihn nur um wenige Millimeter.

Der Inspektor überwand seinen Ekel und drosch die geballte Faust auf den blanken Schädel des Skelett.

Der Knochenmann klappte zusammen.

John trat mit der Fußspitze zu und trennte einen Arm vom Körper des Skeletts.

Dann griff er sich das Schwert.

Mit verbissenem Gesicht schlug er auf das Knochengestell ein, zerstückelte es in unzählige Teile.

Doch dann geschah etwas Schreckliches.

Die Teile bewegten sich, liefen zusammen, formten sich zu einem neuen Körper.

John Sinclair kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung gegen dieses

unheimliche Phänomen.
Immer wieder fegte er die einzelnen Knochen auseinander, immer wieder wuchsen sie zusammen.
Und plötzlich wurde John klar, daß er diesen Kampf niemals gewinnen konnte.
Da fiel ihm das Amulett ein.
John warf das Schwert weg, griff in die Hosentasche und holte das Amulett hervor.
Das Skelett wollte gerade wieder einen neuen Angriff starten.
John Sinclair hielt das Amulett zwischen Daumen und Zeigefinger. Es war sein letzter Versuch. Das Skelett stoppte.
Es war, als sei es gegen eine unsichtbare Wand gelaufen. Die ausgestreckten Knochenarme fielen zurück, die Beine knickten ein.
Das Skelett sank zu Boden.
Der unheimliche Gegner war besiegt. John sah, wie die Knochen plötzlich zerfielen.
Was zurückblieb, war Asche. Der Inspektor lehnte sich gegen die Wand. Er war einer Erschöpfung nahe. John Sinclair ging den Weg zurück, den er gekommen war.
Und da sah er auch wieder das Loch, durch das Sheila verschwunden war.
Hier mußte das Skelett hergekommen sein.
John leuchtete mit der Lampe in die Tiefe. Der Strahl geisterte durch das leere Verlies und riß den Sarkophag aus der Dunkelheit.
John sah aber auch die dunkle Öffnung in der einen Wand des Verlieses.
Der Inspektor zögerte keine Sekunde länger, sondern sprang nach unten.
Er kam gut auf und lief sofort auf die Öffnung in der Wand zu.
Ein schmaler Gang nahm den Inspektor auf.
Was würde ihn am Ende des Ganges erwarten?

***

Bill Conolly schwamm durch eine unendliche Leere. Er wußte nicht, wo oben oder unten war, hatte jegliches Gefühl für die Dimensionen verloren.
Bill Conolly befand sich auf der Schwelle zwischen dem Diesseits und dem Jenseits.
Er war durch das Eindringen in die Wand in eine andere Welt gelangt, die er nun unbewußt durchquerte.
Ein harter Schlag riß ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.
Bill öffnete die Augen.
»Oh, mein Kopf«, stöhnte er.
Bill Conolly lag auf dem Rücken, die Arme fest an den Körper

gepreßt. Der Reporter wollte sich bewegen.
Es ging nicht.
Sein Körper war in eine Starre gefallen. Bill konnte nicht einmal den kleinen Finger rühren, geschweige denn aufstehen.
Nur sein Geist funktionierte einwandfrei.
Auch konnte er sprechen, hören, fühlen.
Bill stellte fest, daß er etwas erhöht lag. Über ihm wölbte sich eine haushohe Decke.
Flammenschein zuckte über sein Gesicht.
Bill drehte die Augen ein wenig und konnte einige Fackeln erkennen, die an den Wänden der Halle befestigt waren.
Kein Mensch war in der Nähe.
Mensch? Gab es überhaupt noch Menschen in diesem riesigen Kerker?
Bill glaubte fast selbst nicht mehr daran.
Und was war mit Sheila Hopkins geschehen? Lebte sie noch? Und John? Wo mochte er stecken?
Je mehr Bill Conolly über diese Probleme nachdachte, um so verzweifelter kam ihm die eigene Lage zu Bewußtsein.
Plötzlich hörte er Schritte.
Sie waren in seinem Rücken aufgeklungen, näherten sich langsam und schleppend.
Ein Schatten fiel über Bill Conollys Körper.
Der Reporter hielt den Atem an.
War das sein Ende?
Der Unbekannte ging um ihn herum, stellte sich an das Fußende.
Jetzt erkannte Bill den Mann.
Es war Kenneth Brandon.
Brandon trug einen langen schwarzen Umhang. Sein Gesicht war eingefallen und bleich. Seine Augen lagen tief in den Höhlen und waren seltsam rot.
Wie Blut, dachte Bill schaudernd.
Lange betrachtete Kenneth Brandon den reglos liegenden Reporter. Schließlich sagte er: »Auch du wirst zu uns gehören.«
Bill atmete tief ein. Er versuchte seiner Stimme einen festen Klang zu geben, als er fragte: »Wie soll ich das verstehen?«
»Du bist in Sakuros Grabmal eingedrungen. Keinem Fremden ist das je ungestraft gelungen. Du wirst bald zu uns gehören und genau wie ich Sakuros Diener werden.«
»Ich denke nicht daran«, knurrte Bill.
Kenneth Brandon lächelte wissend. »Das habe ich auch gesagt. Ich wollte vor Sakuro fliehen, aber er hat mich und meinen Vater sogar in London aufgespürt. Meinen Vater hat er grausam bestraft. Und als das geschehen war, wußte ich, daß ich Sakuro nicht mehr entkommen

konnte. Genau wie Wendell Carson, einer meiner besten Freunde.«

»Carson ist tot«, sagte Bill.

»Ich weiß. Und der Mann, der ihn getötet hat, wird eine besonders schreckliche Strafe, bekommen.«

Bill war klar, daß mit diesem Mann nur John Sinclair gemeint sein konnte.

»Aber was ist mit Ihrer Verlobten?« wechselte der Reporter das Thema.

»Sie ist nicht mehr mit mir verlobt. Sie ist ein Mensch. Und Menschen sind die größten Feinde der Dämonen. Sakuro wird sie in unser Reich holen. Genau wie dich. Es geschieht nach einem alten Zeremoniell. Dir wird der Kopf abgeschlagen. Du bist tot und doch nicht tot. Unter den magischen Kräften des Dämons wirst du in alle Ewigkeiten weiterleben im Reich der Dämonen und Geister. Du kannst so oft du willst auf diese Welt zurückkehren, aber nie als normaler Mensch. Du wirst die Menschen hassen lernen. Du wirst sie vernichten, wo immer du sie triffst.«

Bei den letzten Worten hatte sich Brandons Gesicht verändert. Die Augen waren plötzlich verschwunden, statt dessen konnte Bill nur noch leere Höhlen erkennen, die sich jedoch langsam mit Blut füllten.

»Die Stunde der Vergeltung kommt«, murmelte Kenneth Brandon und zog unter seinem Umhang ein Krummschwert hervor.

Mit seltsamen Bewegungen ließ er das Schwert über Bill Conolly kreisen. Dabei murmelte er unablässig Worte in einer Bill fremden Sprache.

Der Reporter merkte, wie die Steifheit in seinen Gliedern plötzlich nachließ.

Er versuchte, einen Arm zu heben.

Es klappte.

Auch in die Beine strömte wieder Gefühl. Bill kam es vor, als würden seine Adern wieder neu mit Blut gefüllt.

Kenneth Brandon trat zurück.

»Steh auf!« befahl er.

Bill bewegte seinen Oberkörper. Es ging, wenn auch etwas schwerfällig, aber immerhin.

»Geh zum Opferstein«, sagte Kenneth Brandon und deutete mit dem Arm auf einen Felsklotz genau in der Mitte der Halle.

Bill setzte sich in Bewegung. Etwa einen Yard entfernt ging er an Kenneth Brandon vorüber.

Und plötzlich explodierte Bill Conolly. Er warf sich aus der Bewegung herum, um Kenneth Brandon die Faust ins Gesicht zu schmettern.

Der gnadenlose Schlag traf Bill an der rechten Schläfe.

Der Reporter blieb mitten in der Bewegung stehen und wurde

zurückgeschleudert. Mit dem Rücken zuerst knallte er auf den harten Boden.

»Du kannst gegen uns nicht bestehen«, sagte Kenneth Brandon nur. »Und nun geh.«

Ächzend stand Bill Conolly auf. Seine rechte Gesichtshälfte brannte wie Feuer.

»Knie dich vor dem Stein auf den Boden!« befahl Kenneth Brandon.

Siedend heiß fielen Kenneth Brandons Worte dem Reporter wieder ein.

»Dir wird der Kopf abgeschlagen.«

Bill blickte auf den Stein, der dunkel von geronnenem Blut war.

Fast automatisch ließ er sich auf die Knie fallen. Er hörte Schritte und hob den Kopf.

Kenneth Brandon kam auf ihn zu. Aus seinen Augen tropfte das Blut und hinterließ dicke rote Spuren in seinem Gesicht.

Bill Conolly spürte auf einmal eine innerliche Leere. So, als wäre ihm alles egal.

Er konnte nicht wissen, daß dieses Gefühl von Kenneth Brandons magischen Kräften herrührte.

Wie von selbst legte Bill Conolly seinen Kopf auf den Opferstein.

Kenneth Brandon hob das Schwert.

Bill Conolly schloß mit seinem Leben ab.

***

Sheila Hopkins verlor fast den Verstand.

»Kenneth!« Der gellende Frauenschrei zerriß die Stille in der Tempelhalle. Und dieser Schrei war es, der Kenneth Brandon zögern ließ. Bill Conolly erfaßte diese winzige Chance. Er rollte sich einfach zur Seite. Im selben Augenblick schlug Kenneth Brandon zu.

Die tödliche Klinge des Krummschwertes pfiff durch die Luft, verfehlte Bill Conollys Kopf nur um Millimeter, knallte auf den Stein und brach singend auseinander. Fassungslos starrte Kenneth Brandon auf die Klinge.

»Kenneth!« Sheila Hopkins hielt es nicht mehr länger aus. Sie rannte auf ihren Verlobten zu.

»Bleib, wo du bist, Sheila!« brüllte Bill.

Das Mädchen hörte nicht, wollte sich ihrem Verlobten in die Arme werfen.

Sheila vergaß, daß Kenneth Brandon ein Dämon war.

Er packte das Mädchen und schleuderte es wutentbrannt von sich. Dann wandte er sich Bill Conolly zu.

In diesem Moment griff Sakuro ein.

Er, der bisher im Hintergrund der Tempelhalle gestanden hatte, hob beide Arme.

Sofort blieb Kenneth Brandon stehen. Sheila, die wimmernd am Boden lag, kämpfte sich auf die Beine und taumelte auf Bill Conolly zu, der sie schützend in seine Arme schloß.

»Kenneth – was ist nur los mit ihm?« flüsterte Sheila tränenerstickt »Das Blut in seinen Augen. Es ist schrecklich. Ich glaube, er will mich töten.«

Bill gab keine Antwort. Er wußte, daß Sheila recht hatte.

Sakuro ergriff das Wort. Er baute sich vor Sheila Hopkins und Bill Conolly auf und sprach mit einer Stimme, die den beiden Menschen Angstschauer über den Rücken laufen ließ.

»Ihr könnt dem irdischen Tod nicht mehr entrinnen. Es gibt keinen Ausweg mehr. Sakuro braucht Diener. Ihr werdet in den Kreis der Dämonen einkehren und dort für alle Zeiten weiterleben. Auseinander!«

»Nein!« Bill Conollys Stimme klang fest. »Sie müssen uns schon einzeln holen!« Sekunden später dröhnte Sakuros Lachen durch die Halle.

»Ihr jämmerlichen Gestalten!« rief er. »Was wollt ihr schon gegen mich unternehmen? Paßt auf. Ich werde euch meine Macht demonstrieren!«

Sheila und Bill sahen mit Schrecken, wie sich Sakuros Gesicht verwandelte. Die Haut über den Wangenknochen spannte sich, die Augen verschwanden, wurden zu leeren Totenhöhlen, die sich langsam mit Blut füllten.

Währenddessen löste sich Sakuros Gestalt vom Boden, wurde riesig und schwebte in der großen Tempelhalle.

Gleichzeitig spürten Sheila und Bill die eisige Kälte, die sie plötzlich umfangen hielt, die Muskeln lähmte und sie hart wie Stein werden ließ.

»Euer Ende ist gekommen«, verkündete Sakuro mit Stentorstimme. »Bald seid ihr in meinem Reich.«

Namemoses Grauen hatte Sheila und Bill gepackt. Sie sahen genau in die Totenfratze des Dämons und wußten, daß sie verloren waren. Sie standen bereits auf der Schwelle zum Dämonenreich.

***

»Sakuro!«

Die Stimme peitschte durch die Halle und brach sich hundertfach als Echo an den Wänden.

Der Dämon wandte sich um.

John Sinclair stand in der Halle.

In der linken Hand hielt er ein Schwert, in der rechten sein Amulett.

Das Amulett brannte wie Feuer auf Johns Handteller. Magische Kräfte wurden frei und erreichten den Dämon.

Sakuro wankte zurück. Innerhalb von Sekunden verwandelte er sich wieder in einen normalen Menschen.

»Dein Ende ist gekommen«, sagte John und ging auf den Dämon zu.

Doch er hatte nicht mit Kenneth Brandon gerechnet, der ihm den Weg abschnitt.

John Sinclair sah die Bewegung und fuhr herum.

Brandon befand sich mitten im Sprung, als ihn die übernatürlichen Kräfte des Amuletts erreichten.

Sein Aufschrei war schrecklich.

Es schien, als würde Kenneth Brandon gegen eine unsichtbare Wand springen.

Er wurde zurückgeschleudert und krachte auf den Opferstein. Abwehrend hielt der Dämon beide Arme vorgestreckt, um dem Einfluß des Amuletts zu entgehen.

Er schaffte es nicht.

Die andere Kraft war stärker.

Der Dämon begann zu winseln, wand sich wie ein Wurm auf dem Boden.

John nahm das Schwert und stieß es mit aller Macht in die Brust des Unheimlichen.

Kein Tropfen Blut quoll hervor.

Kenneth Brandon krallte seine Hände um die Schneide. Sein Gesicht war grauenhaft entstellt, der Mund zu einem lautlosen Schrei geöffnet.

Und dann schossen plötzlich kleine blaue Flammen aus dem Körper des Dämons. Sie wuchsen rasch.

John wußte, daß es nun mit Kenneth Brandon endgültig zu Ende war.

Kenneth Brandon brannte im Höllenfeuer.

Schließlich war nur noch sein Kopf vorhanden.

Es war ein gräßliches Bild.

Und plötzlich verwandelte sich der Kopf des Dämons. Für Sekunden schälte sich Kenneth Brandons Gesicht aus dem Höllenfeuer. Ein Gesicht, das allen Schmerz zeigte, den Kenneth Brandon erlitten hatte.

Ein klagender Laut drang noch aus dem Mund des Sterbenden, dann war es vorbei.

Vom Grauen geschüttelt, wandte sich John Sinclair ab.

»Mein Gott, John«, hörte er eine bekannte Stimme.

Der Inspektor zuckte die Schultern. »Es ist vorbei, Bill. Der Fluch ist gebrochen.«

Bill Conolly und auch Sheila Hopkins, die beide aus ihrer Erstarrung erlöst worden waren, kamen auf John zu.

Sheila sah den Inspektor fragend an.

»Ist er – ist…?«

»Ja, ihr Verlobter ist tot.« John deutete auf die Asche am Boden.

»Endgültig tot.«
»O mein Gott.« Sheila verbarg ihr Gesicht in beiden Händen.
»Und Sakuro?« fragte Bill.
»Verdammt!« John ruckte herum.
»Sakuro ist verschwunden.«
Bill Conolly sah den Freund ernst an.
»Dann ist die Geschichte noch längst nicht zu Ende?«
»Ich fürchte… nein.«
»Und was machen wir jetzt?«
»Erst mal von hier verschwinden. Sheila braucht Ruhe.«
»Ich werde bei ihr bleiben«, sagte Bill und legte seinen Arm um die Schultern des Mädchens. »Kennst du den Ausgang?«
»Ja.« John blickte sich um. »Sag mal, wie kommen eigentlich unsere Fackeln an die Wände?«
»Frag mich nicht. Ich weiß es nicht. Ich war plötzlich weg. Die Wand, ja.« Bill schlug sich gegen die Stirn. »Jetzt fällt es mir wieder ein. Ich bin durch die Wand gezogen worden.«
»Im Ernst?«
»Wenn ich es dir doch sage.«
John schüttelte den Kopf. »Es ist unglaublich.«
»Was meinst du?«
»Daß es auf dieser Welt Stellen gibt, durch die man in eine andere Dimension geschleust werden kann. Zum Beispiel in das Dämonenreich. Ich habe so etwas schon mal in einem Buch gelesen. Wollte es aber nie glauben.«
Bill Conolly zuckte die Achseln. »Komm«, sagte John Sinclair, »sehen wir zu, daß wir hier rauskommen.« Sie fanden den Rückweg. Die Fackeln ließen sie da. Sie brauchten sie nicht mehr.
Draußen empfing sie die grelle Sonne. Sheila, die sich wieder einigermaßen erholt hatte, atmete tief ein. »Es ist herrlich, wieder auf der Welt zu sein.«
Die beiden Männer stimmten ihr zu. Und doch hatte John Sinclair ein komisches Gefühl. Denn Sakuro lebte…

***

Wochen vergingen!
Wochen, in denen nichts geschah. John Sinclair hatte bereits den Namen Sakuro so gut wie vergessen und sich in andere Aufgaben gekniet.
Dann kam jener schicksalsschwere Montag.
Sir Gerald Hopkins, Alleininhaber der Hopkins Chemical, hatte ein neues Zweigwerk gebaut. Die Produktion sollte morgen schon anlaufen, und aus diesem Grund hatte der Industrielle zu einer Feier ins Londoner Hilton eingeladen.

Vertreter der Wissenschaft, der Industrie und der hohen Politik waren gekommen, um Sir Gerald Hopkins, der enorm viel Einfluß besaß, ihre Reverenz zu erweisen.

Man hatte den großen Konferenzraum gemietet und wartete nun mehr oder weniger gespannt auf Sir Geralds Erscheinen.

Der Industrielle saß zu diesem Zeitpunkt in der von ihm reservierten Hotelsuite und las noch einmal seine Rede durch.

Das dezente Summen des Telefons unterbrach ihn in seiner Arbeit. »Ja«, knurrte Sir Gerald leicht verärgert.

»Aber Dad«, klang eine helle Stimme aus dem Hörer. »Wenn ich dich so höre, kann ich direkt sehen, daß du schlechte Laune hast.«

»Jetzt nicht mehr, Sheila«, sagte der Industrielle. »Ich dachte, es wäre wieder einer dieser schrecklichen Reporter, die…«

»Sage nichts gegen Reporter, Dad«, unterbrach ihn seine Tochter. »Schließlich…«

»Stimmt«, lachte Sir Gerald. »Ich hatte ganz vergessen, daß du mit einem Reporter befreundet bist.«

»Sogar mehr als das«, erwiderte Sheila.

»Nanu, das sind ja Neuigkeiten. Darf man schon gratulieren?«

»Ach, Unsinn. Soweit ist es noch nicht. Du weißt doch«, die Stimme des Mädchens wurde schlagartig ernst, »daß ich Kenneth so leicht nicht vergessen kann.«

»Ja, mein Kind. Schade, daß du nicht hier bist. Wir hätten uns nachher noch einen netten Abend gemacht und dann…«

»Geh du mal lieber ins Bett«, sagte Sheila lachend. »In deinem Alter braucht man wieder Schlaf. Also, mach's gut, Dad. Wir sehen uns in einigen Tagen.«

»Laß es dir gutgehen, Girly«, sagte Sir Gerald und legte mit einem wehmütigen Lächeln den Hörer auf. Sheila war sein ein und alles. Seit dem Tod ihrer Mutter lebte er nur noch für sie. Das Mädchen war schon in Ordnung. Wenn er daran dachte, was sie alles durchgemacht hatte… Sir Gerald schüttelte den Kopf. Es war ein Wunder, daß seine Tochter überhaupt noch lebte.

Und doch bereitete Sheila Sir Gerald einige Sorgen. Wen würde sie einmal heiraten? Vor allen Dingen war dieser Mann dann in der Lage, den riesigen Betrieb weiterzuführen?

Sir Gerald erhob sich und zog sich seine Smokingjacke über. Dann nahm er die Papiere an sich, trat noch einmal vor den Spiegel, um sein Aussehen zu überprüfen, nickte zufrieden und verließ die Suite.

Der Hotelflur war mit dicken Teppichen ausgelegt. Sir Geralds Schritte waren kaum zu hören, als er auf den Lift zuging. Plötzlich streifte ein kalter Hauch seinen Nacken.

Der Industrielle drehte sich unwirsch um, um zu sehen, ob jemand hinter ihm ging. Nichts.

Wird wohl irgendwo Durchzug sein, dachte Sir Gerald. Doch hier irrte er sich.

Es war kein Durchzug, der ihn gestreift hatte, sondern Sakuros Todeshauch… Einer der vier Aufzüge stand offen.

Sir Gerald Hopkins schob die Türen mit einem leichten Druck auseinander, setzte seinen Finger auf den Knopf zum Erdgeschoß, ließ sich auf die gepolsterte Bank nieder und gondelte abwärts.

Unten in der Halle wurde er schon erwartet. Wie hungrige Wölfe stürzten sich die Reporter auf ihn, bombardierten den Industriellen mit Fragen. Sir Gerald wehrte alles ab.

»Hören Sie sich meine Ausführungen an, und kommen Sie anschließend zur Pressekonferenz.«

»Aber dann ist es zu spät für die Morgenausgabe!« rief einer schrill.

»Das ist nicht mein Bier, Gentlemen. So, und nun lassen Sie mich bitte durch.« Die Reporter machten nur widerwillig Platz.

Sir Gerald durchquerte die Halle und wandte sich nach links, dem Konferenzraum zu. Er war bis auf den letzten Platz gefüllt. Schließlich wußte man, was man einem Mann wie Sir Gerald Hopkins schuldig war.

Die Anwesenden klatschten dezent Beifall, als der Industrielle durch den Mittelgang zum Rednerpult schritt. Kameras surrten, Blitzlichter flammten.

Jetzt hatte Sir Gerald das Pult erreicht. Ein Hausdiener brachte ihm ein frisches Glas Wasser.

Sir Gerald legte die Unterlagen zurecht und begann mit akzentuierter Stimme zu sprechen. Der Industrielle gehörte zu den Personen, die durch ihre Worte die Zuhörer faszinieren konnten. Er sagte nichts Überflüssiges, sondern redete immer im Klartext.

Etwa zehn Minuten waren vergangen, als Sir Gerald wieder diesen kalten Hauch im Nacken spürte. Er schüttelte sich unwillkürlich, und wollte zu dem Glas Wasser greifen, um einen kleinen Schluck zu trinken.

Der Arm blieb mitten in der Bewegung stehen.

Sir Gerald Hopkins spürte plötzlich eine eisige Kälte, die an den Beinen anfing und bald seinen gesamten Körper erfaßte.

Er wollte noch etwas sagen, doch nur ein Krächzen kam von seinen Lippen.

Unruhe machte sich unter den Zuhörern breit.

»Schnell einen Arzt. Seht doch!« rief jemand.

Gebannt starrte alles auf das Rednerpult. Bis auf das Surren der Fernsehkameras, die jede Einzelheit festhielten, war es totenstill in dem Konferenzraum.

Dann brach Sir Gerald zusammen.

Tumult entstand.

Zwei Männer liefen auf das Rednerpult zu. Zuhörer, die von Beruf Arzt waren.
Sie kümmerten sich sofort um den am Boden liegenden Sir Gerald.
Einer zog ihm das linke Augenlid hoch. »Exitus«, sagte er.
»Da kann man nichts mehr machen«, meinte sein Kollege. »Hat sich wohl ein wenig übernommen, der gute Sir Gerald. Naja, in seinem Alter kein Wunder. Ich bestelle einen Leichenwagen. Bleiben Sie solange hier.«
»Einverstanden.«
Nein, keinen Leichenwagen, wollte Sir Gerald schreien, doch kein einziger Laut drang aus seiner Kehle.
Sir Gerald Hopkins bekam alles mit, was um ihn herum geschah. Er hörte jedes Wort, sah sogar in die Gesichter der Neugierigen, die ihn teils mit höhnischen, teils mit mitleidigen Blicken betrachteten.
»Der Leichenwagen ist da«, murmelte jemand.
»Tja«, sagte ein anderer, »so kann es gehen. Erst oben und dann im Sarg.«
Zwei Männer hoben Sir Gerald auf und legten ihn in einen Kunststoffsarg. Knirschend wurde der Deckel zugeschraubt.
Sir Gerald Hopkins wurde weggebracht.
Sakuro hatte den ersten Teil seiner Rache hinter sich gebracht…

***

Kopfschüttelnd legte Sheila Hopkins den Hörer auf. »Typisch Dad«, sagte sie. »Immer nur die Arbeit im Kopf.«
»Ein Glück, daß du nicht genauso bist«, grinste Bill und legte eine neue Schallplatte auf den Teller.
Einschmeichelnde Tanzmusik füllte den elegant eingerichteten Raum.
»Darf ich bitten, junge Lady?« fragte Bill galant.
»Wenn Sie mir nicht zu nahe kommen, mein Herr.«
Bill Conolly lachte und nahm Sheila in die Arme.
Sie bewegten sich im Takt der leisen Musik. Sheila und Bill waren sich im Laufe der Zeit nähergekommen, hatten sich besser kennen- und liebengelernt. Die schrecklichen Abenteuer waren vergessen.
Sakuro war nur noch ein böser Traum.
»Ach, ist das herrlich«, flüsterte Sheila. »Warum kann es nicht immer so sein?«
»Das liegt nur an dir«, erwiderte Bill lächelnd. »Wir könnten zum Beispiel heiraten.«
»Laß bitte das Thema«, bat Sheila. »Du weißt, wie ich zu dir stehe, aber ich muß Kenneth Brandon erst richtig vergessen. Gib mir noch einige Wochen Zeit, ja?«
»Ungern.«
»Wirst es schon noch erwarten können, unter den Pantoffel zu

kommen.«
»So schlimm wird's schon nicht werden.«
»Sag das nicht. Ich bin eine…«
Was sie genau war, erfuhr Bill nie, denn gerade in diesem Augenblick schrillte das Telefon.
»Verflixt«, knurrte der Reporter. »Kann man denn nicht mal in Ruhe einen angenehmen Abend verbringen? Heb gar nicht erst ab.«
»Doch, Bill. Ich werde aber sagen, ich hätte keine Zeit.«
Sheila löste sich aus Bills Armen und schnappte sich den Hörer.
Bill wollte gerade an die Bar gehen, um sich einen Drink zu mixen, als er sah, wie Sheila schwankte.
Mit drei Schritten war Bill neben ihr.
»Was ist denn?«
Sheila gab keine Antwort, sah ihn nur mit schreckensstarren Augen an. Der Hörer fiel aus ihrer Hand und schlug gegen das kleine Telefontischchen.
»Was ist denn los?« fragte Bill erregt.
»Vater, er ist – er ist…« Das Mädchen konnte nicht mehr weiterreden. Es sackte plötzlich zusammen. Bill konnte sie gerade noch auffangen und in einen Sessel setzen.
Dann nahm er den Hörer.
»Hallo!« rief er. »Melden Sie sich.«
Nichts. Die Leitung war tot.
Bill füllte ein Glas fingerbreit mit Kognak und gab Sheila davon zu trinken. Das Girl war blaß wie ein Leichentuch. Nur langsam fand sie die Sprache wieder. »Was ist genau geschehen?« wollte Bill wissen.
»Vater ist tot«, flüsterte Sheila. »Er ist während der Rede zusammengebrochen. Es ist schrecklich.« Sheila begann hemmungslos zu schluchzen.
Bill Conollys Gesicht wurde zu einer Maske. Sir Gerald Hopkins war kerngesund gewesen, soviel er wußte. Es schien undenkbar, daß dieser Mann so einfach zusammenbrach. Nein, dahinter mußte etwas anderes stecken. Sakuro!
Sie hatten ihn schon fast vergessen. Nun traf sie seine Rache doppelt schwer. Die schrecklichen Ereignisse der Vergangenheit fielen Bill Conolly wieder ein. Und plötzlich bekam der Reporter Angst. Angst um Sheilas und um sein Leben. Entschlossen griff er zum Telefonhörer. »Wen willst du anrufen?« fragte Sheila leise.
Bill wandte sich um Und sah sekundenlang in ihr tränenüberströmtes Gesicht. »John Sinclair«, erwiderte er.
»Du glaubst, daß Vaters Tod etwas mit den Vorfällen der Vergangenheit zu tun hat?«
»Das glaube ich allerdings.«
Als Bill John Sinclairs Nummer wählte, sah er, daß seine Hände

zitterten. So sehr hatte ihn die Geschichte mitgenommen. John meldete sich sofort.

»Du mußt sofort bei Sheila Hopkins vorbeikommen«, sagte Bill. »Sir Gerald ist tot.«

»Ich komme«, versprach John Sinclair. Fünfzehn Minuten später war er da. Bill erzählte mit wenigen Worten, was genau passiert war.

John hörte aufmerksam zu und sagte zum Schluß nur ein Wort: »Sakuro.«

Bill nickte. »Daran haben wir auch schon gedacht.«

»Nehmen die Schrecken denn gar kein Ende?« fragte Sheila gequält. »Mein Gott, wir haben doch nichts getan. Warum läßt man uns nicht in Ruhe?« Darauf konnten die beiden Männer dem Mädchen auch keine Antwort geben.

***

»Wen habt ihr denn diesmal?« fragte der Mann in dem Leichenschauhaus die beiden Sargträger.

»Irgendein hohes Tier. Ist während ‘ner Rede zusammengeklappt. Herzschlag wird vermutet. Nur gut, daß es die Geldsäcke auch mal trifft. Darin sind sie mit uns gleich. Nur kriegen die noch ‘nen besonders schönen Sarg. Aber den fressen im Laufe der Zeit auch die Würmer.«

»Recht hast du«, stimmte ihm der Leichenwärter bei.

Die Männer schraubten den Sargdeckel auf und betteten Sir Gerald Hopkins in eine Lade.

»Der wird morgen noch obduziert, habe ich gehört«, meinte einer der Sargträger. »Sie wollen die genaue Todesursache feststellen. Als ob das jetzt noch wichtig wäre. Naja, wir hauen auf jeden Fall ab.«

Sir Gerald konnte jedes Wort verstehen. Die Sätze brannten sich förmlich in sein Gehirn fest.

Du wirst obduziert!

Bei lebendigem Leib aufgeschnitten!

Sir Gerald war allein in der Leichenhalle. Der Wärter hatte sich zurückgezogen, nachdem der Tote in die Lade gelegt worden war.

Und plötzlich übermannte Sir Gerald die Panik.

Er wollte schreien, seine ganze Not hinausbrüllen, doch kein Ton kam aus seiner Kehle.

Er lag wirklich dort wie ein Toter. Dann geschah etwas Seltsames. Sir Hopkins hörte eine Stimme, sah eine gräßliche Fratze, aus deren Augen Blut tropfte.

»Ich bin Sakuro, der Dämon«, hörte er eine Stimme. »Ich habe dich in mein Reich geholt. Du bist dazu ausersehen, Angst und Schrecken zu verbreiten. Du wirst mithelfen, meine Rache zu vollenden. Die Rache an deiner Tochter und ihren beiden Freunden John Sinclair und Bill

Conolly. Bist du dazu bereit?«

»Ja«, sagte Sir Gerald in Gedanken. Das letzte, was er von dem Dämon noch hörte, war ein gräßliches Lachen. Dann war Sir Gerald wieder allein. Allein mit achtzehn anderen Toten.

***

»Nein, keine Obduktion«, sagte John Sinclair am anderen Morgen zu seinem Chef, Superintendent Powell.

»Und warum nicht?«

»Weil Sir Gerald Hopkins gar nicht tot ist.«

Powells Lippen kräuselten sich zu einem amüsierten Lächeln. »Das müssen Sie mir näher erklären, John. Immerhin hat ein Arzt seinen Tod bestätigt. Sind Sie schlauer als die Ärzte?«

»Das nicht, Sir. Aber ich habe diesen Fall von Beginn an bearbeitet. Sie haben meinen Bericht gelesen. Und ich will dazu noch folgendes sagen.«

John teilte dem Superintendent seine Meinung mit. Schließlich stimmte Powell zu.

»Gut, John. Ich werde es durchdrücken. Und was gedenken Sie statt dessen zu unternehmen?«

John antwortete mit einer Gegenfrage:

»Wo wird Sir Gerald aufgebahrt?«

»Auf seinem Landsitz, soviel ich weiß. Dazu gehören auch ein Privatfriedhof und eine Leichenhalle.«

»Das paßt alles ausgezeichnet«, freute sich John. »Und jetzt erkläre ich Ihnen meinen Plan.« John Sinclair redete zehn Minuten. Dann hatte er seinen Chef überzeugt.

»Aber was geschieht mit seiner Tochter, dieser Sheila Hopkins?« fragte Sir Powell.

»Die ist in sicherer Obhut«, lächelte John. »Mein Freund Bill Conolly kümmert sich um das Mädchen. Ihr kann nichts passieren.«

Dachte John Sinclair…

Zwei Tage vergingen.

Tage, in denen Sheila Hopkins nicht zur Ruhe kam. Erbschaftsangelegenheiten mußten geregelt werden. Versicherungen wurden gekündigt und so weiter.

Bill Conolly kümmerte sich um das Mädchen so gut er konnte. Doch er mußte sich auch mal in seiner Redaktion blicken lassen und dort nach dem Rechten sehen.

So kam es, daß die beiden meistens abends zusammen waren.

Sheila Hopkins sah schlecht aus. Sie hatte in den paar Tagen einige Pfunde verloren, und unter ihren Augen lagen dicke Ränder. Sie kam abends meistens todmüde nach Hause. Bill Conolly hatte sich bei ihr einquartiert. Er schlief auf der Couch im Wohnzimmer.

Als Sheila gegen 20 Uhr nach Hause kam, hatte er schon einen Drink gemixt.

»Trink den«, sagte er. »Er wird dir guttun.«

Sheila bedankte sich mit einem Lächeln.

»Ich bin hundemüde, Bill«, sagte sie gähnend und ließ sich in einen Sessel fallen. Sie schleuderte die Schuhe von den Füßen und legte die Beine hoch. »Wenn doch nur schon alles vorbei wäre.«

Bill legte ihr fürsorglich seine Hand auf die Schultern. »Morgen ist die Beerdigung, und dann hast du alles überstanden.«

Bill spürte, daß eine Gänsehaut über Sheilas Rücken lief. »Woran denkst du?«

Das Mädchen sah Bill ängstlich an.

»An Dr. Brandons Beerdigung. An den Schrei aus dem Sarg. Ob Vater auch schreien wird?«

Bill lachte. Es wurde allerdings ein gequältes Lachen. So ganz wohl fühlte er sich in seiner Haut auch nicht.

»Das beste ist, du gehst schlafen, Sheila«, sagte er.

Das Mädchen nickte. »Ja, das glaube ich auch.«

Sheila stand auf und hauchte Bill einen Kuß auf die Lippen. »Gute Nacht. Schlaf gut.«

»Du auch.«

Sheila verschwand in ihrem Schlafzimmer, während Bill sich noch einen Drink mixte. Sheila kleidete sich aus, schminkte sich ab und ging dann zu Bett. Doch an Schlaf war nicht zu denken. Zuviel kreiste in ihrem Kopf herum. Die Geschehnisse in der Pyramide fielen ihr wieder ein, die unheimlichen Vorgänge in Dr. Brandons Haus, all dies war nicht gerade dazu angetan, sie tief und fest schlafen zu lassen.

Der kleine Zeiger der Uhr rückte schon auf die Zehn, als Sheila endlich in einen leichten Halbschlaf fiel.

Doch die schrecklichen Träume verfolgten sie weiter, ließen ihr keine Ruhe. Schweißgebadet wachte sie auf.

Ein kalter Lufthauch streifte ihr erhitztes Gesicht. So wie damals in Dr. Brandons Haus. Panik erfaßte das Mädchen. Sie wollte das Licht anknipsen, doch ihre Arme waren wie gelähmt.

Mit brennenden Augen versuchte sie die Dunkelheit zu durchbohren. Angst schnürte ihre Kehle zusammen.

Zischelnde Stimmen drangen an Sheilas Ohren. Sie glaubte, ihren Namen zu hören.

Da! Jetzt ganz deutlich.

»Sheila…«

Es war die Stimme ihres Vaters!

Sie klang seltsam leise, fast wie ein Wehlaut.

»Dad?« fragte Sheila zitternd.

»Sheila – komm zu mir, komm zu deinem Vater. Ich leide gräßliche

Schmerzen. Komm…«

»Ja, Dad«, raunte Sheila. »Ich komme. Warte auf mich, Dad.« Plötzlich konnte sie sich wieder bewegen. Sheila schwang die Beine aus dem Bett, schlüpfte in ihre Schuhe und warf sich einen leichten Mantel über das Nachthemd. Dann nahm sie ihre Handtasche und schlich in die kleine Diele.

Bill Conollys Schnarchen drang aus dem Wohnzimmer an ihr Ohr.

Sheila Hopkins öffnete vorsichtig die Wohnungstür und verließ ihr Apartment.

Mit dem Lift fuhr sie direkt bis in die Tiefgarage, wo ihr Jaguar stand.

Als sich die Aufzugstüren öffneten, hörte sie Stimmen.

Sheila schlüpfte aus dem Lift und versteckte sich hinter einer Säule.

Keine Sekunde zu früh. Ein Pärchen ging Arm in Arm auf den Lift zu.

Sheila wartete, bis die Luft rein war, und lief dann zu ihrem Jaguar.

Wagenschlüssel befanden sich in der Handtasche.

Wenig später röhrte der Jaguar aus der Tiefgarage.

Mit unbewegtem Gesicht hockte Sheila hinter dem Steuer. Es war, als würde ein innerer Drang sie vorantreiben.

Das Mädchen fuhr mit schlafwandlerischer Sicherheit.

Ihr Ziel war das Landhaus, wo ihr Vater aufgebahrt wurde.

Sheila Hopkins schaffte die 100 Meilen über die fast leeren Straßen in knapp einer Stunde.

Als sie das große schmiedeeiserne Tor aufschloß, zitterten ihre Finger nicht ein bißchen.

Eine seltsame Ruhe hatte sie überkommen.

Sheila steuerte den Jaguar den gepflegten Kiesweg hoch und stoppte neben dem Leichenhaus, hinter dem sich direkt der kleine Privatfriedhof anschloß.

Die Tür des Leichenhauses war offen.

Sheila drückte die eiserne Klinke hinunter.

Knarrend schwang die schwere Tür auf.

Eine Gänsehaut lief dem Mädchen über den Rücken.

Langsam betrat sie das Innere des Leichenhauses.

Auf einem Podest an der Stirnseite der Halle stand er Sarg. Er war offen. Sechs dicke brennende Kerzen in schmiedeeisernen Leuchtern flankierten ihn und erhellten den unheimlichen Raum mit flackerndem Lichtschein.

Schritt für Schritt ging Sheila weiter. Ein seltsames Lächeln lag um ihre Lippen.

Am Fußende des Sarges blieb sie stehen. So konnte sie ihrem Vater direkt ins Gesicht sehen.

Sir Hopkins sah aus, als ob er schliefe. Er hatte die Augen geschlossen und beide Hände über der Brust gekreuzt. Er trug ein

kostbares Totenhemd und um den Hals ein kleines Medaillon mit dem Bild seiner verstorbenen Frau.

Der teure Sarg war mit rotem samt ausgelegt und besaß vergoldete Griffe.

»Vater«, sagte Sheila leise. »Ich bin gekommen, Vater. Hörst du mich?«

Der Tote gab keine Antwort.

»Vater!«

Sheilas Stimme wurde drängender.

»Bitte, gib doch Antwort.«

Es war ein makabres Bild. Ein Mädchen, das mit einem Toten sprechen wollte. Dazu der flackernde Kerzenschein und die knarrende Tür, die im Wind hin und herschwang.

Sheila Hopkins ging vorsichtig um den Sarg herum und betrat das kleine Podest.

Sie streckte ihre rechte Hand aus und strich sanft über das Gesicht ihres Vaters.

»Vater«, flüsterte sie tränenerstickt. »So hör mich doch. Bitte, du hast mich gerufen. Vater, ich flehe dich an.«

Und plötzlich geschah das Unglaubliche.

Der Tote schlug die Augen auf!

Im ersten Moment schreckte Sheila zurück, doch dann lächelte sie.

»Dad, du bist nicht tot. Ich habe es gewußt. Ich habe es immer gewußt. Oh Gott.«

Sheila Hopkins brach vor dem Sarg in die Knie.

Sie sah nicht, wie ihr Vater sich aufrichtete. Erst als er mit der Hand in ihr Haar faßte, hob Sheila den Kopf.

»Vater!« Ihr Schrei gellte durch das Leichenhaus, brach sich an den weißen Wänden und hing noch lange als Echo in der Luft.

Sir Gerald Hopkins war zu einem Dämon geworden!

Die Haut von seinem Gesicht war zum Teil weggeplatzt, so daß die blanken Knochen hervortraten. Seine Augen waren mit Blut gefüllt, das langsam an seinem gräßlichen Gesicht herunterlief.

Sir Gerald richtete sich auf.

»Ich bin Sakuros Diener«, sagte er, »und ich habe dich hierhergelockt, um dich in das Reich der Dämonen zu holen. Komm!«

Sir Geralds Hände griffen nach Sheila.

Das Mädchen erkannte im letzten Augenblick die Gefahr und warf sich zurück.

Sie rollte von dem kleinen Podest, riß drei Kerzen mit um und stieß sich schmerzhaft den Rücken.

Dieser Schmerz brachte sie wieder richtig in die Wirklichkeit zurück.

Sheila kam auf die Beine und rannte in Richtung Ausgang.

Plötzlich blieb sie stehen, als wäre sie vor eine unsichtbare Wand

gelaufen.
Vor der Tür stand Sakuro!

***

Ein dumpfes Geräusch riß Bill Conolly aus dem Schlaf.
Verwirrt fuhr der Reporter hoch. Der Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß er erst eine Stunde geschlafen hatte. Was hatte ihn geweckt? Bill stand auf und machte Licht.
Argwöhnisch sah er sich im Zimmer um. Dann hatte er die Ursache des Geräusches entdeckt.
Das Klappfenster war durch einen Windstoß zugefallen. Bill trat an die Scheibe und legte den Hebel richtig herum.
Er war mit einemmal hellwach. Der Reporter zog eine Schachtel Zigaretten aus seiner Jacke, die über einem Stuhl hing, und zündete sich ein Stäbchen an. Rauchend ging er in die Diele und blieb vor Sheilas Tür stehen. Ob das Mädchen schon schlief? Bill legte sein Ohr an die Füllung.
Nichts. Keine Atemzüge.
Der Reporter biß sich auf die Unterlippe, gab sich einen Ruck und klopfte leise gegen das Holz.
»Sheila! Schläfst du schon?«
Keine Antwort.
Bill wurde nervös. Entschlossen drückte er die Türklinke hinunter und betrat das Zimmer.
Sheilas Bett war leer.
Bill sah es im durch das Fenster fallenden Mondlicht.
Eisige Finger schienen plötzlich über den Rücken des Reporters zu laufen.
Bill Conolly ahnte Schreckliches und handelte sofort.
Er rannte zurück ins Wohnzimmer, schnappte sich das Telefon und wählte mit fliegenden Fingern John Sinclairs Nummer.
Der Inspektor war schnell am Apparat. Er hatte noch nicht geschlafen.
»Hier ist Bill«, sprudelte der Reporter hervor. »John, du mußt augenblicklich kommen. Sheila Hopkins ist verschwunden!«
»Verdammt!« klang es zurück. Dann:
»Ich bin in zehn Minuten bei dir, Bill.«
John Sinclair hielt Wort. Nach neun Minuten stoppte er den Bentley mit kreischenden Reifen vor dem Apartmenthaus.
Bill Conolly stand schon auf dem Bürgersteig.
»Hast du eine Ahnung, wo sie stecken kann?« fragte er, als er sich auf den Beifahrersitz warf.
»Ja, ich kann es mir denken«, erwiderte John. »Sie wird in dem Landhaus sein, wo auch ihr Vater aufgebahrt ist.«

»Au, verflixt«, flüsterte Bill, merklich blaß geworden. »Hoffentlich kommen wir nicht zu spät…«

***

Sakuros Lächeln war teuflisch. Unter dem rechten angewinkelten Arm hatte er einen Totenkopf geklemmt, der Ähnlichkeit mit Kenneth Brandons Gesicht aufwies, und aus dessen Augen Blut tropfte.

»Sakuros Rache wird jeden treffen«, sagte er und ging langsam auf Sheila zu.

Das Mädchen wich zurück. Bis an den Sarg.

Sheila schüttelte in panischem Entsetzen den Kopf und stammelte sinnlose Worte vor sich hin.

Da legten sich zwei eiskalte Klauenfinger um ihren Hals, und eine Stimme zischte: »Die Dämonen warten auf dich!«

Es war die Stimme ihres Vaters.

Es war das letzte, was Sheila Hopkins noch mitbekam.

Dann wurde sie ohnmächtig.

***

»Das rechts muß es sein«, sagte Bill Conolly. »Paß auf, John.«

John Sinclair schaltete zurück, verminderte die Geschwindigkeit.

Die Scheinwerfer rissen ein Grundstück aus der Dunkelheit, das durch ein schmiedeeisernes Gitter zur Straße hin abgegrenzt war.

Ein offenes Tor kam in Sicht John bremste ab, riß den Bentley in eine Rechtskurve und preschte den Kiesweg hoch, der zum Haus führte.

»Der Tote befindet sich in seiner privaten Leichenhalle«, sagte der Inspektor.

Bill klebte mit den Augen fast an der Frontscheibe.

»Fahr mal nach links. Da steht ein kleineres Haus. Moment, da ist ja auch Sheilas Jaguar.«

John Sinclair ließ seinen Wagen hinter dem Jaguar ausrollen.

Die Männer sprangen nach draußen.

John erreichte als erster die dicke Eichentür der Leichenhalle. Sie stand einen Spalt breit offen.

»Halte du dich noch zurück«, raunte John seinem Freund zu.

»Gut.«

John zog die Tür vorsichtig auf. Gerade so weit, daß er in das Innere des Hauses huschen konnte.

John Sinclair stockte der Atem. Die Szene, die sich vor seinen Augen abspielte, war unbegreiflich.

Sir Gerald Hopkins saß aufrecht in seinem Sarg. Sein Gesicht war zu einer häßlichen Fratze entstellt, und aus den Augenhöhlen tropfte das Blut.

Drei Kerzen spendeten ein flackerndes, unheimliches Licht.

Und John Sinclair sah Sakuro, seinen Todfeind. In seiner Armbeuge

klemmte ein Totenkopf.
Der Dämon hatte sich gebückt und legte soeben seine Hände unter Sheila Hopkins' Schulterblätter.
»Sakuro!« sagte John Sinclair nur.
Der Dämon wirbelte herum.
Als er John erkannte, krallten sich seine Finger zusammen, und ein Wutschrei drang über seine Lippen.
»Dein Spiel ist endgültig aus, Sakuro«, peitschte Johns Stimme.
Schritt für Schritt ging er auf den Dämon zu. Die Hände hielt er auf dem Rücken, so als wolle er etwas verbergen.
Sakuro bleckte die Zähne. »Du bist ein Mensch. Und ein Mensch hat noch nie einen Dämon besiegt. Ihr kommt aus einer anderen Welt. Aus einer dreidimensionalen Welt. Doch im Reich der Dämonen gibt es keine Dimensionen. Versuch es nur. Versuche mich anzufassen!«
John Sinclair blieb stehen.
»Den Fehler werde ich nicht machen, Sakuro. Ich weiß, daß du körperlos bist, für unsere Waffen unantastbar. Aber sieh her!«
John nahm blitzschnell die Hände von vom und öffnete die Finger.
Das Amulett starrte den Dämon an.
Sakuros Gesicht zuckte. »Nimm das weg!« kreischte er. »Los, nimm das weg! Die Schmerzen! Oh!«
Der Dämon wankte in der Halle umher und griff sich an die Kehle.
Der Totenkopf wurde auf einmal zu Asche.
»Aaahhh!« Ein schauriger Aufschrei ließ John Sinclair eine Gänsehaut über den Rücken laufen.
Sir Gerald Hopkins hatte geschrien.
Die magischen Strahlen des Amuletts hatten ihn als ersten erreicht.
Ihn, der längst nicht die Kraft eines Sakuro besaß.
Er warf sich in dem Sarg hin und her, und plötzlich schlugen kleine Flämmchen aus seinem Körper.
Die Schreie, die Sir Gerald ausstieß, waren grauenhaft.
Sakuro war in eine Ecke geflüchtet. Nach draußen konnte er nicht, denn hier versperrte ihm John den Weg.
John bekam mit, wie der Dämon verzweifelt gegen die Kraft des Amuletts ankämpfte, wie er seine höllischen Fähigkeiten wachrief. Sakuros Augen glühten. Seine Lippen murmelten Beschwörungsformeln, die Hände vollführten magische Bewegungen.
Es war ein erbitterter und lautloser Kampf.
Das Amulett in Johns Hand begann zu glühen, doch seltsamerweise verspürte der Inspektor keinen Schmerz.
Was würde stärker sein?
Sakuros dämonische Kraft oder die des Amuletts?
Auf einmal fiel Sakuro auf die Knie. Sein Blick irrte weg, glitt hinüber zu dem Sarg, wo Sir Gerald Hopkins soeben unter

schrecklichem Wimmern sein dämonisches Leben aushauchte.
Und da wußte John Sinclair, daß er gewonnen hatte.
»Sieh mich an, Sakuro, bevor du endgültig ausgelöscht wirst!«
Johns Worte trafen den Dämon wie Keulenschläge.
Er hob sein Gesicht, das langsam anfing zu faulen.
»Du wirst nie mehr auf die Erde zurückkehren, Sakuro. Stirb endlich!« schrie John.
Und als wären diese Worte ein Zeichen gewesen, zuckten plötzlich wieder die kleinen Flämmchen des Höllenfeuers aus dem Körper des Dämons und fraßen sich in Sekundenschnelle weiter.
Aber noch etwas anderes geschah.
Eine Rauchwolke puffte auf. Sie wirbelte durcheinander, formte sich wieder Zusammen und wurde zu einem Gesicht.
Zu Sheila Hopkins' Gesicht!
Der Dämon hatte das Mädchen schon fast in seinen Klauen gehabt. Doch die magische Kraft des Amuletts hatte ihm dieses Opfer wieder entrissen.
Gräßliche Schreie hallten durch das Leichenhaus. Schreie, wie sie John noch nie gehört hatte.
Und dann war alles vorbei.
Der Rauch verzog sich so schnell, wie er gekommen war.
Zurück blieb… ein Skelett!
John stieß die Knochen mit dem Fuß an. Sie zerfielen sofort zu Staub.
Langsam ging John auf die ohnmächtige Sheila Hopkins zu. Als er sie fast erreicht hatte, knarrte hinter ihm die Tür.
Bill Conolly betrat die Leichenhalle.
»Das glaubt uns niemand«, flüsterte der Reporter. »Ich habe alles mit angesehen, John. Was ist mit Sheila? Ist sie…?«
»Nein, Bill, sie lebt!«
»Dem Himmel sei Dank.«
Bill kniete sich nieder, hob Sheila auf und verließ mit ihr den unheimlichen Ort.
John Sinclair warf noch einen Blick in den Sarg. Ein Häufchen Asche war alles, was von Sir Gerald Hopkins zurückgeblieben war.
Der Inspektor wandte sich ab.
Als er zufällig auf seine rechte Hand sah, zuckte er zusammen.
Das Amulett war verschwunden!
John fand keine Erklärung. Er konnte nur Vermutungen anstellen.
Vielleicht war die letzte Auseinandersetzung so stark gewesen, daß sie über die magischen Kräfte des Amuletts gegangen war. Wer konnte das wissen?
John Sinclair ging nach draußen und atmete tief die kühle Nachtluft ein. Nach den durchstandenen Gefahren kam sie ihm wie ein

Geschenk des Himmels vor.

Ein silbrig schimmernder Mond schickte seine Strahlen auf die Erde.

Auch dieser Planet würde bald vollkommen erforscht sein. Doch dabei vergaßen die Menschen jedoch nur eins: Die Welt, in der sie lebten, barg noch so viele Geheimnisse, die wohl nie erforscht wurden. Aber es waren schreckliche Geheimnisse, so wie John Sinclair sie oft lüftete.

»John!«

Bills Stimme riß den Inspektor aus seinen Gedanken.

»Ich komme«, erwiderte John Sinclair und ging zu seinem Wagen.

***

Drei Tage später

John saß in seinem Büro und unterschrieb gerade den Bericht über den Fall Sakuro, als Bill Conolly hereinplatzte. »Hallo, alter Junge!« rief er leutselig.

»Weißt du schon das neueste?«

John lächelte amüsiert. »Nein.«

»Ich werde mich bald verloben.«

»Das hatte ich mir fast gedacht.«

»Wieso?« Bills Gesicht nahm einen enttäuschten Ausdruck an.

»Was mit dir und Sheila los war, sah doch ein Blinder mit dem Krückstock«, griente John. »Apropos, Sheila. Wie geht es ihr?«

»Blendend. Ich komme gerade aus dem Sanatorium. Die Ärzte sagen, Sheila ist vollkommen in Ordnung. Sowohl psychisch als auch physisch. Sie wird morgen entlassen.«

»Na, das freut mich zu hören. Und wie ist es mit dir? Wirst du jetzt Industriekapitän?«

»Nee, John, ich bleibe bei meinem Job. Der ganze Laden wird in eine AG umgewandelt. Du siehst also, dein Freund Bill steht dir weiterhin zur Verfügung.«

»Und was wird deine Verlobte dazu sagen?« fragte John.

»Nun, äh, sie…«

»Was ist denn?« unterbrach ihn John lachend.

»Sie wird einverstanden sein«, erwiderte Bill schnell.

John wiegte den Kopf. »Ich weiß nicht so recht.«

»Wetten?« schnappte Bill.

»Nur nicht!« rief John Sinclair. »Du bist schließlich jetzt ein reicher Mann und ich nur ein kleiner Inspektor von Scotland Yard, der mit jedem Cent rechnen muß.«

ENDE